



# Der Sünde Lohn.

---

Zwei Erzählungen

von

**Helene Berthold.**

---

Herausgegeben.

von

Christlichen Verein im nördlichen Deutschland.

---

1900.

Verlegt durch den Christlichen Verein und zu haben  
in der Niederlage seiner Schriften bei Paul Rißpfeil in Eisleben,  
wie auch bei G. E. Schulze in Leipzig.

# Der Taubstumme.

Eine Geschichte, nach Thatsachen erzählt.



## 1. Kapitel.

### Nach dem Kriege.

Nach jahrelanger Knechtschaft und Bedrückung, nach grenzenlosem Kriegselend und Jammer kam endlich der Friede ins Land gezogen. — Napoleon, der übermüthige Usurpator, der nach Gottes Zulassung unser armes Vaterland so furchtbar geschlagen und gedemüthigt hatte, saß nun gefangen und unschädlich gemacht auf der öden Felseninsel St. Helena, und unter Freudenthränen brachten die Befreiten dem Allmächtigen ihre Lob- und Dankgebete dar.

Ja, der Friede war gekommen, — aber wie fand der holde himmlische Bote die einst in Wohlstand und blühender Fruchtbarkeit prangende Stätte wieder!

Statt der wogenden Aehrenfelder begrüßte er traurigen Blickes die dürftig und nur theilweise bestellten Aecker, statt der wohnlichen Hoferraiten und Gehöfte sah er niedergebrannte oder halbzerfallene Hütten.

In den Ställen, wo sonst muthige Rosse und stattliche Kinder an vollen Krippen gestanden



hatten, ließen nun ein mageres Kühlein oder eine dürre Geiß traurig ihre Köpfe hängen.

In den Stuben aber, die einst wiederhallten von dem Frohsinn kräftiger Jugend, saßen jetzt alternde, vereinsamte Eltern, vergräunte Mädchen, oder halbverhungerte Kinder. Die blühenden Söhne des Hauses lagen draußen auf Rußlands Schneegebirgen, auf Leipzigs blutiger Ebene, oder in Frankreichs sonnigen Gauen begraben.

Das ist der Krieg!

Schrecklich in seiner Wirkung, schrecklich in seinen Folgen! Verflucht der, der ihn um eitler Ehr- oder Ruhmsucht willen heraufbeschwört!

\*

\*

\*

An einem Frühlingstage des Jahres 1818 saßen in Ostheim, einem Dorfe, das vor andern unter der Noth des Krieges gelitten hatte, ein Mann und eine Frau niedergeschlagen und kummervoll in dem großen Zimmer eines einst stattlichen, aber jetzt verwüstet und ärmlich aussehenden Gehöfts.

„Es ist aus mit uns, Mutter. Ich weiß nicht, was nun werden soll,“ begann der Mann nach längerem Schweigen endlich tonlos. — „Gestern ist uns das letzte Pferd gefallen, und heut liegt auch die Kuh. Sie sind beide halb verhungert, ich mag garnicht daran denken! — Wenn nur wenigstens die Saat noch einiger-

maßen Hoffnung auf eine nothdürftige Ernte böte! — Aber das steht ja alles, — daß Gott erbarm! Alle zehn Schritt ein Hälmchen; man kann sie wahrhaftig zählen.

Ein Wunder ist es ja freilich nicht. Kein Dung und keine Aussaat, wo soll da das Korn herkommen? — Ich mußte ja mit den Körnern beim Säen so sparsam thun, wie der Bäcker mit den Rosinen im Sonntagsweck.

Und dazu ist nur der vierte Theil der ganzen Wirthschaft bestellt. Ich konnte es beim besten Willen nicht allein bewältigen; und die, die mir einst so treulich halfen, mein Wilhelm, mein Fritz und mein Gotthold, die liegen nun in Rußland und Frankreich begraben.

Was würden die wackeren Jungen wohl sagen, wenn sie den jetzigen Zustand ihres Vatergutes sehen könnten!

Noch vor wenig Jahren war ich der Reichste im Dorfe, und nun langt es kaum zum Sattessen! Was nützt mir das große Gut, wenn mir Mittel und Kräfte zum Bebauen fehlen?

Es ist rein zum Verzweifeln!"

Die Frau weinte leise.

„Ja, es steht schlimm mit uns, aber Hans, lieber Hans, laß uns unser Vertrauen nicht wegwerfen. Noch lebt der alte Gott, und er, der

uns durch „soviel Angst und Plagen, durch Zittern und durch Zagen, durch Krieg und große Schrecken“ hindurchgeführt hat, er wird auch weiter helfen.

Bergiß doch ja deiner frommen Mutter Wahlspruch nicht: Uns ist bange, aber wir verzagen nicht, denn der Herr ist mit uns!

Weißt du nicht mehr, daß dieses Wort der alten, gläubigen Frau durch alle Drangsale der Bedrückungsjahre hindurchgeholfen hat? — Ewig unvergeßlich wird es mir bleiben, wie sie einst muthig vor etlichen übermüthigen Feinden stand und mit aufgehobenem Finger rief:

„Freue dich nicht, meine Feindin, daß ich darniederliege; ich werde wieder aufkommen.“

(Micha 7, 8.)

Sie hat mit ihrem Vertrauen recht behalten. — Wir sind wieder aufgekommen, und der Erbfeind ist vertrieben. Sollte nun der Gott, der solch Wunder gethan hat, nicht auch uns erretten können?

„Sei gewiß, mein Hans, er wird es thun. Aber: Sei stille dem Herrn und warte auf ihn!“

Der Mann seufzte tief.

„Wer doch deinen Glauben hätte, Gottliebe.“

Er faßte herzlich die Hände der Frau.

„Aber die Mahnung hat mir trotz alledem

gut gethan. Ich will die Zeit nicht länger mit unnützen Klagen verbringen, sondern lieber sorgen, wie uns zu helfen ist.“

„Alle eure Sorge werfet auf ihn, denn er sorget für euch,“ sagte die Bäuerin zuversichtlich.

„Wohl, wohl,“ entgegnete ihr Gatte hastig, „aber ich darf die Hände trotzdem nicht in den Schoß legen. „Erst thue das Deine, dann thut Gott das Seine,“ heißt es im Sprüchwort.

Mir gehen seit langem allerhand Gedanken im Kopf herum. Ich hätte schon gern mit dir darüber gesprochen, aber ich war mir noch nicht über alles klar. Heut jedoch bin ich zum Entschluß gekommen, ich meine, es ist am besten, wir wandern aus. Hier, im Vaterlande, können wir bis an unser Lebensende am Hungertuche nagen, während da drüben, in der neuen Welt, ein fleißiger Bauer sein überreichlich Brot findet. Der Verkauf des Gutes trägt wohl so viel, daß wir hinüberkommen und uns irgendwo ankaufen können.“

Die Frau stieß bei dem Worte „Auswandern“ einen Schrei aus.

„Fort von hier? Hans, Hans, wie kommst du auf den unglückseligen Gedanken? — Wenn uns Gott helfen will, dann findet er uns im Vaterlande ebenso gut, wie in Amerika. — —

Nein, nein, denke nicht mehr daran. Es wäre mein Tod, müßte ich von Haus und Hof scheiden.“

„Und doch wird dir nichts anderes übrig bleiben,“ murmelte der Bauer finster. — „Ich mag nicht verhungern, und hier blüht mir, wenn ich auch Tag und Nacht arbeite, ganz sicher kein besseres Loos.“

Sei vernünftig, Gottliebe, es geht nicht anders. Glaube ja nicht, daß mich abenteuerliche Lust von dannen treibt. Die Noth, die große Noth allein hat mir den Gedanken eingegeben, und ich meine fast, er kommt von Gott. Vielleicht will uns der Herr auf diese Weise den Weg zur Rettung zeigen.“

Die Bäuerin schüttelte trübe den Kopf.

„Bleibe im Lande . . . .“

„Und verhungere,“ fiel von der Thür her eine spöttische Stimme ein, und ein großer, stattlicher Mann, der Schulze des Dorfes, trat über die Schwelle.

„Liebste Frau Gevatterin, mit solchen abgedroschenen Redensarten lockt man heutzutage keinen Hund vom Ofen. Euer Mann hat ganz recht. In Amerika blüht uns das wahre Heil. Es ist abgemacht, wir gehen alle zusammen hinüber. — Ich sage euch, ihr werdet eurem

Manne später für diesen Entschluß danken. Da drüben ist noch Gold und Silber in Menge zu holen.

Hei, das wird eine Lust sein, wenn wir dann, nach den vielen Hungerjahren, mit beiden Händen werden im Reichthume wühlen können!"

„Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden, da sie die Motten und der Rost fressen, und da die Diebe nachgraben und stehlen. Sammelt euch aber Schätze im Himmel, da sie weder Motten noch Rost fressen, und da die Diebe nicht nachgraben und stehlen. Denn wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz,“ murmelte die Frau mit zuckenden Lippen und wischte dabei die unaufhaltsam rinnenden Thränen aus den Augen.

„Um Gottes willen, Herr Schulze, besinnt euch! Redet die Gemeinde nicht zur Auswanderung auf! — Hier hat uns der Herr hergesetzt; hier wird er uns auch bis ans Lebensende unser Brot geben.

Ladet nicht so schwere Sünde auf euch, die Leute irre zu führen!“ — —

Der Schulze warf der muthigen Bäuerin einen bösen Blick zu, aber er bezwang voll Klugheit seinen Zorn und sagte mit gemachter Freundlichkeit: „Das versteht ihr nicht, Frau Martens. Männer sehen in solchen Dingen weiter

als Frauen, und überdies, hat Gott nicht dem Abraham einst selber geboten: Gehe aus deinem Vaterlande und von deiner Freundschaft, und aus deines Vaters Hause, in ein Land, das ich dir zeigen will?“

Doch die bibelfeste Frau ließ sich nicht irre machen. Während ihr Mann zu des Freundes Rede bekräftigend mit dem Kopfe nickte, fuhr sie unentwegt fort:

„Ihr überzeugt mich nicht, Herr Schulze. Des Allmächtigen Gebot an Abraham gehört nicht hierher und paßt ganz und gar nicht auf uns.

Als Gott den Erzvater in die Ferne wies, hatte er große und besondere Dinge mit ihm vor. — Wir aber, das fühle ich deutlich, wir haben keine solche göttliche Berufung erhalten, sondern sollen fein stille in der Heimath bleiben und im Schweiß unseres Angesichts unser knappes Brot essen, bis uns der Herr in Gnaden wieder bessere Tage bescheeren will.“

Die Bäuerin schwieg, und der Gast sah mit nur mühsam beherrschtem Unmuth auf die muthige Sprecherin.

„Das muß man sagen, Frau Martens, ihr redet trotz einem Pfaffen. Aber helfen wird euch das alles doch nichts. Die Sache ist so gut wie abgemacht. Heut früh habe ich an den Länder-

agenten geschrieben; in acht Tagen kann der erste Bescheid da sein, und dann heißt es sich allgemach zur Abreise rüsten.“

Die Frau warf einen wehen Blick auf ihren Mann.

„So weit ist es schon, Hans, und mir hast du nichts davon gesagt? Ist das wohl recht?“

Der Bauer sah verlegen zur Erde.

„Alle Tage lag es mir auf der Zunge, Gottliebe, aber, aber, — — und dann, du hörst ja, richtig gemacht ist es erst heut, und vorhin habe ich doch schon davon zu dir gesprochen. — Und nun sei mein vernünftiges Weib, und mach' keine Späne. — Wirst doch nicht etwa auf deine alten Tage vergessen wollen, was du mir einst am Altar gelobt hast?“ setzte er mit einem Aufzuge zum Scherze hinzu.

Die Bäuerin schüttelte trübe den Kopf.

„Sei ohne Sorge. Mein Eid ist mir heilig. Du bist und bleibst mein Herr, und ich folge dir, wenn es sein muß, bis ans Ende der Welt.“

„So ist es recht, Frau Gevatterin! Das war doch endlich einmal ein vernünftiges Wort,“ rief der Schulze vergnügt dazwischen.

Frau Gottliebe jedoch achtete wenig auf den Beifall des ihr von jeher unleidlichen Mannes. Mit herzlichem Blicke wandte sie sich zu ihrem



Gatten und legte ihm bittend die Hand auf die Schulter.

„Thue es nicht, Hans, bleib daheim. Die Sache kommt nicht von Gott, und du wirst sehen, es ist kein Segen dabei. — Du weißt ja, es kommt manchmal über mich, wie hellsehen, und jetzt eben war es mir, als wenn da drüben deine fromme Mutter stünde und mit warnend erhobener Hand abgerathen hätte.“

Der Bauer zuckte erschrocken zusammen. Der Gast aber, des Freundes veränderte Stimmung mit Schrecken gewahrend, rief schnell:

„Unsinn, Frau Martens, wer glaubt heutzutage noch an solchen Blödsinn. Pfui, Hans, bist du denn ein altes Weib, das keinen eignen Willen mehr hat und sich durch jedes Wort ins Bockshorn jagen läßt?“ — Ich dächte, du wärest nachgrade in den Jahren, wo du eine eigne Meinung haben könntest.“

Martens wurde dunkelroth vor Zorn. Nichts ärgerte ihn mehr, als die Anspielung darauf, daß er öfter, und zwar nicht zu seinem Schaden, auf die Vorstellungen seiner braven und tüchtigen Frau gehört hatte.

Wie alle schwachen Naturen, bewies er seine Stärke stets am unrechten Orte, und statt sich

willenskräftig gegen den Versucher zu wenden, sagte er gereizt zu seinem Weibe:

„Willst du mich zum Narren machen, Gott-  
liebe? Noch bin ich der Herr im Hause. — — —

Da hast du meine Hand, Schulze. Ein  
Mann, ein Wort: Auf, nach Amerika!“ —

Wie von einem Schlage getroffen, zuckte die  
Bäuerin zusammen. Nun war alles entschieden  
und ihr Einreden umsonst. Mit krampfhaft zu-  
sammengepreßten Händen stand sie am Tische und  
drängte mit Mühe die von neuem aufsteigenden  
Thränen zurück. Doch sprach sie kein Wort mehr,  
und nur ihre Lippen bewegten sich, wie im leisen  
Gebet.

„Herr, erbarme dich unser und wende alles  
zum besten!“ schrie es in ihrem Herzen. — —

Der Schulze aber, Peter Ohl mit Namen,  
that einen Freudensprung und unterdrückte nur  
mühsam einen Jubelruf.

„Herzbruder, du bist ein ganzer Kerl. So  
lob ich mir den Mann. Immer feste durch Dick  
und Dünn! Frauen verstehen von solchen Sachen  
einmal nichts, aber wieder sag' ich es, die Gott-  
liebe wird dir bald genug danken, daß sie jetzt  
hat klein beigegeben müssen.

Und nun die Sache abgemacht ist, will ich  
weiter ins Dorf gehen und mit den andern reden.

Kopisch, Dpik, Kramm, Jöckel, Marusch, Stalleiten, Lhkönen, Surgeitis, Jansen, Bresch und Halsnick gehen alle mit uns. Sie warteten nur auf deinen endgiltigen Entschluß, denn sie geben viel auf dich und deine Meinung."

Der Bauer lächelte geschmeichelt.

"Nun, nun, Schulze, das geht ja so an; aber der erste im Ort bist doch du. Dir folgen wir unbesehen, und es bleibt dabei, du führst die Kasse. So ein federgewandter Mann ist dazu am besten zu gebrauchen."

Abermals flog ein Freudenblick über das Gesicht Dhl's.

Der harmlose Bauer merkte es nicht, aber seine scharf beobachtende Frau erschrak förmlich über den Ausdruck triumphierender Schadenfreude in dem Antlitze des Gastes.

"Hans, Hans, ihr wollt doch nicht etwa dem Peter euer ganzes Geld anvertrauen?" rief sie hastig, als der Schulze das Haus verlassen hatte.

"Und wenn es so wäre?" erwiderte Martens halb verlegen. "Dhl nimmt uns andern ja nur eine Last ab. Ich versteh nicht viel von Geldsachen, und er weiß damit Bescheid wie nur einer. Sind wir dann glücklich an Ort und Stelle, so kriegt er von uns die wohlverdienten Prozente."

„Mann, um Gottes willen! Ihr seid ja wohl nicht recht klug!“ schrie Gottliebe entsetzt. „Einem Fremden wollt ihr euer letztes Geld anvertrauen?“

„Einem Fremden?“ rief der Bauer fast beleidigt. — „Ich dünkte doch, wir kennten Peter gut genug. Schon sein Vater ist hier im Ort geboren, und sein Wahlspruch hat allezeit gelautet: Thue recht und scheue niemand.“

„Das ist aber auch alles,“ entgegnete die Frau fast bitter. — „Auf Gott und Gottesfurcht hat der aufgeklärte Herr Schulze niemals etwas gegeben, und darum traue ich ihm auch nicht. Die bloße, auf eigene Kraft gegründete Rechtsschaffenheit hält in der Stunde der Versuchung nicht Stand.“

„Ach geh, du hast Ohl von jeher nicht leiden mögen,“ sagte Martens ärgerlich und wenig überzeugt. — „Ich möchte bloß wissen, was er dir gethan hat? — He, da schweigst du.“

„Gethan direkt hat er mir allerdings nichts,“ erwiderte die Bäuerin unbeirrt. „Von Jugend auf aber habe ich eine unüberwindliche Abneigung gegen den stets fazenfreundlichen Mann gehabt, und du wirst dich wohl erinnern, daß deine verstorbene Mutter meine Ansicht theilte. Zudem hat mich seit Jahren der taubstumme Bartel in

meiner Meinung bestärkt. Die Verzweiflung des armen Jungen, als er nach dem Tode seiner Mutter zu dem weitschichtigen Better Dhl kam, bezeugte mir mehr als Worte den Unwerth dieses Menschen.

Solche unglücklichen Geschöpfe wie Bartel haben meist ein untrügliches Gefühl über die Güte oder Schlechtigkeit ihrer Mitmenschen in sich.

Ich hätte damals das bedauernswerthe Kind gern auf unsern Hof genommen, aber der schlaue Schulze ließ es nicht zu, weil er wahrscheinlich überlegt hatte, daß er niemals einen billigeren und brauchbareren Diener als Bartel bekommen konnte. Einer, der nicht hören und nicht sprechen kann, ist ja ein unschätzbares Werkzeug in der Hand dessen, der Gewalt über ihn hat.

Sieh dir nur den armen Jungen an, ob ich nicht recht habe. So lange seine Mutter lebte, war er, bei allen Mängeln, ein gutartiges und fröhliches Kind. Jetzt klagt alle Welt über seine Bosheit, und des Reifens und Schlagens ist kein Ende.

Sollte nicht die Behandlung bei Dhl daran schuld sein?“ —

„Unsinn!“ rief der Bauer ärgerlich, „Bartel ist ein halb blödsinniger und hinterlistiger Trottel, der alle Prügel reichlich verdient. Ich kam neulich

selber dazu, als er grade auf des Schulzen Lieblingspferd wie ein Unsinniger losschlug.“

„Und ich bleibe dabei, er ist erst durch den Better so geworden,“ entgegnete Frau Gottliche eifrig.

Wich dauert der arme Junge von ganzem Herzen, und ich werde nie vergessen, wie er vor kurzem mit allen Zeichen größter Verzweiflung zu mir ins Zimmer stürzte, vor mir niederfiel, seinen Kopf auf meinen Schoß legte und laut weinte. Als ich ihm beruhigend und lieblosend über die Haare strich, sah er mich mit einem unbeschreiblich dankbaren Blick an und versuchte dann mit heftigen Geberden, mir irgend etwas mitzutheilen. Ich verstand ihn natürlich nicht, und sein Kummer darüber that mir in der Seele weh.

Ein andermal wieder deutete er mit unverhohlenem Haß nach dem Gehöft des Betters und machte dabei die Geberde des Schlagens. Als ich halb zweifelnd den Kopf schüttelte, nickte er desto heftiger und erhob drohend die Hand gegen Dhl's Haus. Da wußte ich genug. Ich glaube bestimmt, der Schulze verdient sich keinen Gotteslohn an seinem unglücklichen Geschwister-Kind.“

„Und ich glaube einem vernünftigen Manne mehr als einem blödsinnigen Krüppel,“ rief der Bauer gereizt. — „Peter ist mein Freund, und

ihm trau' ich und vertraue ich mehr als einem andern Menschen."

Die Frau wandte sich traurig ab.

„Die Zeit wird lehren, wer recht hat. — Ich kann nicht wider mein Gefühl. — Trotzdem wünsche ich von Herzen, daß ich mich diesmal täuschen möge. Es wäre gar zu traurig um uns und unser einziges Kind bestellt, wenn meine trüben Ahnungen in Erfüllung gingen.

Hans, du weißt, ich habe dir niemals dawider geredet, wenn du eine Sache endgiltig mit deinem Wort bekräftigt hattest. Ich will auch jetzt nicht mehr gegen deine Pläne sprechen. Ich bitte dich nur, gib dem Schulzen nicht das ganze Geld, das du aus dem Verkaufe des Gutes lösen wirst. Behalte dir einen Nothgroschen zurück."

„Nun, wollen sehen," entgegnete Martens besänftigt. — „Aber deine große Vorsicht ist in meinen Augen überflüssig. Wenn es einen Menschen giebt, auf den man wie auf den Fels bauen kann, so ist es Peter Dhl."

---

## 2. Kapitel.

### Die Auswanderer.

In der Nacht, die dieser Unterredung folgte, floh der Schlaf das Lager der Frau Gottliche Martens ganz und gar. Wachend, weinend und betend saß die Bäuerin im Bette und kämpfte, allein mit ihrem Gotte und sich, den schwersten Kampf ihres Lebens durch.

Von der trauten, heißgeliebten Heimath scheiden, fernhin übers Weltmeer, in ein fremdes Land ziehen, — fürchterlicher Gedanke!

„Lieber Herr, muß es denn sein?“ fragte die sonst so tapfere Frau unzählige Male. — „Hat mein Mann das Recht, mich und mein Kind aus dem sicheren Heim fortzuführen in eine ungewisse Zukunft? — Muß ich ihm, gegen bessere Erkenntniß, ohne Widerspruch und Einrede folgen?“

Und die Antwort kam alsbald.

„Er soll dein Herr sein!“ Hast du ihm dereinst nicht gelobt, dich durch nichts, denn allein durch den Tod, von ihm trennen zu lassen? Hast du vergessen, daß du an deinem Hochzeitstage voll Begeisterung gesprochen hast: „Mein Hans, wenn es sein müßte, würde ich dir bis ans Ende der Welt folgen?“



Die Bäuerin legte die gefalteten Hände über die nassen Augen.

Der scharfe Verstand der klugen und thatkräftigen Frau kämpfte schwer gegen Herz und Gewissen der frommen und liebenden Gattin.

„Hilf mir das Rechte thun, mein Gott,“ betete sie unter heißem Ringen, und nach und nach legten sich die stürmischen Wogen ihrer Seele.

„Du sollst mein Herr sein,“ flüsterte sie leise und blickte liebevoll zu ihrem fest schlafenden Manne hinüber.

Hans Martens ahnte nicht im entferntesten, was für bittere Kämpfe sein tapferes Weib innerlich durchgemacht hatte. Er hätte auch die Tiefe und Herbigkeit dieser Schmerzen nicht einmal ganz verstanden. Er war, bei aller Rechtschaffenheit und Gottesfurcht, ein mehr oberflächlicher Charakter, der für derartige seelische Anfechtungen und Bedrängnisse keinerlei Verständniß besaß. Leid, was er so zu sagen nicht mit den Händen greifen konnte, verursachte ihm keinen Kummer.

„Nimm doch das Leben nicht so schwer,“ war seine stete Rede, wenn Gottliebe sich über dies und jenes Vorkommniß Gedanken und Vorwürfe machte. Er grämte sich darum auch nicht im mindesten, daß sein Entschluß seiner Frau Betrübniß verursachen könne. Seine einzige Sorge

war nur, daß sie ihm durch Gegenreden und Gründe den Kopf warm machen würde.

Wie verwundert war er daher, als nichts von alledem geschah. Ruhig und heiter wie sonst begrüßte sie ihn am nächsten Morgen, und kein Wort gegen die Auswanderung kam über ihre Lippen. Dagegen begann sie eifrig und sachgemäß davon zu sprechen, wie der Verkauf des Gutes am vortheilhaftesten zu bewerkstelligen sei, und wie man sich dieses und jenes einrichten wolle.

Der Bauer fiel immer von einem Erstaunen ins andere. Er war heilfroh, daß die Sache so ohne jeden Sturm verlief, aber er konnte doch nicht lassen, im stillen kopfschüttelnd zu murmeln:

„Sein Lebtag wird man doch aus den Weibern nicht klug. Da will Gottliebe gestern vor Kummer und Weh um die Trennung zerfließen, und heute ist sie Feuer und Flamme für die Geschichte!“

Hans Martens, Hans Martens, du ahnst nicht, wieviel deinem treuen Weibe diese Ruhe und Ergebenheit gekostet hat! —

Acht Tage später kam der erste Bescheid des Länderragenten auf die Anfrage des Schulzen: „Süddeutsche Kolonisten hätten schon seit langem die Absicht, sich in Norddeutschland anzukaufen. Er würde ihnen das Gesuch der zwölf Ostheimer Auswandererfamilien übermitteln und glaube

bestimmt, daß das Anerbieten angenommen und zu einem günstigen Abschluß kommen würde.“

Unsere Europamüden schwammen in eitel Hoffnung und Freude.

„Juvallera, juvallera!“

Bald geht es nach Amerika!

In's Land, wo Milch und Honig fließt,

Wo alle Tage Sonntag ist.

Hier essen wir nur Hungerbrot,

Da drüben kennt man keine Noth.

Hier weinen wir bedrängt und arm,

Da drüben kennt man keinen Harm.

Die Fülle Brots, im Krüge Wein!

Die Hand voll Gold! Welch herrlich Sein!

Ich wünschte wohl, ich wär schon da,

Im schönen Land Amerika!“

In allen Gassen des weitläufigen Dorfes konnte man mit einem Mal dieses Lied hören.

Wo diese verrückten und unwahren Reime herstammten, wußte niemand, aber sie wurden von Jung und Alt mit Begeisterung gesungen, und wenn etliche von den Zurückbleibenden zweifelnd den Kopf schüttelten, ernteten sie von den Amerika-schwärmern Spott und Lachen.

Auch die kleine zehnjährige Eva Martens hatte nach Kinderart die Verse und Melodie schnell im Kopfe, zur hellen Freude des begeisterten

Vaters. — Als sie eines Tages das Lied auch vor der Mutter sang, sagte diese ernst:

„Hör' auf, Evchen, das ist Unsinn und Thorheit. Horch, ich will dir einen anderen und bessern Reim vorschreiben, den magst du an seiner Stelle singen:

„Den Ort, da meine Wiege stand,  
Den lob ich mir vor allen.  
Mein theures, deutsches Vaterland,  
Laut soll dein Ruhm erschallen!

Mit einer güldnen Kette fest  
Ist dir mein Herz verbunden.  
Und reißt man mich vom heimschen Nest,  
So giebt es blutige Wunden.

Der fremden Länder Gold und Pracht  
Kann niemals mich bethören.  
Mein treues deutsches Herze lacht,  
Darf ich von Deutschland hören.

Und grabt ihr mir dereinst das Grab  
Nach Irrsal und Beschwerde,  
Dann keinen andern Wunsch ich hab':  
Grabt mir's in deutscher Erde.“

Die Bäuerin schwieg und wischte sich verstoßlen eine Thräne aus dem Auge. Ach, ihr eignes Grab sollte dereinst nicht in Deutschland liegen! — Eva, die kluge Kleine hatte die Worte der Mutter schnell genug verstanden und gelernt.

Als am Abend Martens von einem Besuch bei Dhl nach Hause kam, hörte er aus dem

Munde seines Kindes statt des gewohnten und beliebten:

„Juballera, juballera!

Bald geht es nach Amerika,“

die ernste Weise:

„Den Ort, da meine Wiege stand,

Den lob ich mir vor allen.

Mein theures deutsches Vaterland

Laut soll dein Ruhm erschallen!“

„Nanu, Evele, was ist denn das?“ rief der Bauer erstaunt und betroffen. „Warum singst du nicht mehr das lustige: Juballera, juballera?“

„Mutter sagt, das wäre Unsinn und Thorheit,“ entgegnete das Mädchen ernsthaft. „Sie hat mir das neue Lied vorgesprochen. Das sei viel schöner, und Großmutter selig hätt' es vor andern gern gemocht.“

Fast scheu blickte Martens zu seiner Frau hinüber, er wußte jetzt, wie sie, trotz ihrer Ruhe und Nachgiebigkeit, über die Auswanderung dachte, und wider Willen wurde sein Herz von so viel weiblicher Liebe und Demuth gerührt. Herzlich reichte er ihr über den Tisch hinüber die Hand.

„Bist ein braves Weib, Gottliebe, daß du dich so bezwingst und mir folgst. Aber paß' nur auf, es wird dich nicht gereuen. Wenn du auch in manchen Dingen recht hast, diesmal ging es nicht anders, es mußte sein.“

„Mußte es wirklich sein?“ fragte die Bäuerin langsam und traurig. „Ich zweifle, Hans. Aber ich will nicht mit dir streiten. Die Sache ist ja abgemacht.“

„Ja, alles ist klipp und klar und nicht mehr zu ändern,“ entgegnete der Mann mit einem erleichternden Aufathmen, und ohne den bangen Zweifel seiner Frau zu beachten.

„Morgenden Tages schon kommt der Agent mit den Vertretern der Kolonisten, und die Umschreibung und Besitzergreifung erfolgt. Wahrscheinlich bringen sie auch gleich die Kauffumme mit, und es steht uns dann nichts mehr im Wege, alles zur Abreise zu rüsten.“

„Es wird alles zur rechten Zeit bereit sein,“ erwiderte Gottliebe ernst und unterdrückte dabei kraftvoll die aufsteigenden Thränen.

Am andern Tage herrschte in Ostheim große Aufregung.

Der Ländereagent mit den süddeutschen Käufern war eingetroffen, und prüfend gingen nun die Fremden von Gehöft zu Gehöft.

Mit klopfendem Herzen sah die Bäuerin der Entscheidung entgegen. Ihr war es durchaus nicht gleichgiltig, in wessen Hände die heißgeliebte Heimstatt überging.

„Lieber Herr, sende uns einen Käufer, der nach meiner Väter Weise fromm und rechtschaffen in deinen Wegen wandelt,“ betete sie leise; und Gott, der auch in kleinen Dingen unser Vater ist, erhörte alsbald die Bitte seiner treuen Jüngerin.

Als Liebhaber zum Martens-Gut meldete sich ein stattlicher, gut aussehender Schwabe, der schnell genug die schlimmen Befürchtungen der bekümmerten Frau zu nichte machte.

„Seid nicht so traurig, gute Mutter,“ sagte er in seinem treuherzigen schwäbischen Dialekte. „Euer Gott ist auch der meine, und ich will es mit eurem Gute so ehrlich halten, als ob ich darin geboren wäre.“

Mit aufleuchtenden Blicken erwiderte Frau Gottliebe den Händedruck des wackeren Mannes.

„Das lohn' euch der Herr! Nun ist mir ein schwerer Sorgenstein vom Herzen! Nun ich weiß, daß der Ort, wo meiner Vorfahren Wiege und Sarg stand, in guten Händen ist, wird mir der Abschied minder schwer werden.“

Der ehrliche Schwabe nickte.

„Ich verstehe euch. Mir würde es gerade so ergehen, wenn ich mein Vatergut plötzlich als das Eigenthum Fremder sehen müßte. Aber bei mir liegt die Sache anders. Daheim, im Erbe, sitzt mein älterer Bruder. Ich bin ein

jüngerer Sohn, hatte daneben keinen Platz mehr und suchte mir darum eine neue Heimath im deutschen Vaterlande.

Das Anerbieten der Ostheimer Auswanderer kam mir und meinen Gefährten sehr gelegen, denn übers Meer mochten wir nicht gern ziehen.“

Die Bäuerin seufzte tief.

„Wollte Gott, auch wir könnten in Deutschland bleiben!“

Der Fremde sah sie theilnehmend an. Er hatte gehört, durch wieviel Noth und Elend die Ostheimer in den letzten Jahren gegangen waren, und es kam ihm fast wie ein Unrecht vor, daß er, der besser Bemittelte, die Verarmten aus ihrer Heimath verdrängen sollte. Die Trauer der Auswandererin lastete mit einem Mal wie ein Vorwurf auf seiner Seele.

„Wie leid ihr mir thut, gute Mutter,“ sagte er herzlich und entschuldigend, „ich dachte nicht, daß es euch so weh thäte, wenn ich das Gut kaufte, und dann, wenn ich es nicht nahm, that es ein anderer.“

„Nein, nein, so meine ich es nicht,“ wehrte die Bäuerin hastig, „ich bin im Gegentheil froh, daß gerade ihr die Hoferaite erworben habt. — Einer mußte ja doch der neue Herr sein, und ihr gefällt mir vor den andern. Ich glaube



zuversichtlich, das Martens-Gut wird unter dem Tausch nicht zu leiden haben.“

„Deß könnt ihr gewiß sein,“ entgegnete der Schwabe ernst. „Was in meinen Kräften steht, die Wirthschaft wieder in die Höhe zu bringen, soll geschehen.“

Unterdessen war der Kauf durch Handschlag richtig gemacht worden, und in den nächsten Tagen sollte die Eintragung im Grundbuche erfolgen. Hans Jakob Pfeleiderer aus Emmingen war Eigenthümer des Martens-Gutes in Ostheim.

Der ehemalige Besitzer war sehr zufrieden mit dem Abschluß. Der Fremde hatte alles sehr anständig bezahlt; und wenn auch die Hoferaite in den früheren guten Jahren das Dreifache gegolten hatte, jetzt war sie durch die nothgedrungene Vernachlässigung so heruntergekommen, daß der Bauer im stillen gefürchtet hatte, viel weniger dafür einzunehmen.

In heiterster Stimmung schritt er darum nach dem Vertrage an Pfeleiderers Seite durch Hof und Garten, und auch der Schwabe war mit dem Kaufe zufrieden. Er hatte mit scharfem Blicke erkannt, daß der Boden seines neuen Eigenthumes, trotz des jetzigen erbärmlichen Zustandes, gut und ertragsfähig sei, und daß sich die hineingesteckten Summen bei dem nöthigen Fleiße

vielleicht schon in wenigen Jahren reichlich verzinsen würden.

„Hättest eigentlich dem armen Tropfe noch mehr bieten sollen,“ dachte er darum einen Augenblick mitleidig. Doch konnte er jetzt wohl nicht mehr ohne Aufsehn und Verwundern die Summe erhöhen. Nur als Eva im Spiel in seine Nähe kam, griff er gut gelaunt in seine Tasche und holte zwei schöne, alterthümliche Henteldukaten, wie man sie in früheren Jahren mit Vorliebe den Pathenkindern schenkte, hervor. „Gang her, Mädle,“ sagte er freundlich. „Die beiden Anhänger will ich dir schenken. Den einen magst später deinem Schätzle geben.“

Das hübsche Kind griff erfreut nach den blanken Goldstücken.

„O, die schönen glänzenden Dinger!“ rief es glücklich aus. „Vielen Dank auch, lieber Herr! Und den einen davon darf ich verschenken? Dann soll ihn der Bartel haben. Bei seinem Ohm Peter hat der arme Kerl so keinen frohen Tag, und wenn ich ihm etwas schenke, lacht er doch wenigstens wieder einmal.“

Ohne die Antwort der Erwachsenen abzuwarten, sprang die warmherzige Kleine davon und kehrte nach wenigen Augenblicken mit einem ungefähr fünfzehnjährigen Burschen zurück, der

sich aber beim unerwarteten Anblick des Fremden scheu zurückziehen wollte. Doch Eva ließ die Hand des Gefährten nicht los.

„Komm nur, Bartel, es thut dir niemand was,“ rief sie eifrig, und zog den Pflegling des Schulzen, den armen taubstummen Bartel Dhl, hinter sich her.

„Nicht wahr, lieber Herr, ich darf ihm den andern Dukaten schenken,“ wandte sie sich bittend an Pfliederer. „Er ist ja solch armer Junge! Er kann nicht hören und nicht sprechen, hat keine Eltern mehr, und verlebt bei seinem Ohm schlechte Tage. — Alle Menschen schelten ihn, aber er ist ganz gewiß nicht böse. Er thut mir jeden Gefallen, und nur, wenn er ungerechterweise geschlagen wird, wehrt er sich.“

Theilnehmend sah der Schwabe auf das liebe- liche Kind und seinen unglücklichen Schutzbefohlenen.

Der Taubstumme, „der blödsinnige Trottel,“ wie sie ihn im Dorfe nannten, war durchaus keine abschreckende Erscheinung. Im Gegentheil, sein hübsches Gesicht, seine hellen blauen Augen, seine krausen, blonden Haare hätten jedem anderen Knaben zur Zierde gereicht. Nur die finster zusammengezogene Stirn, das scheue, furchtsame Wesen und der unstäte, trozige Blick fiel unangenehm auf.

„Aber das sind nur die Folgen von der lieblosen Behandlung bei Peter Ohl,“ sagte Frau Gottliebe damals entschuldigend zu ihrem Manne; und sie hatte recht gehabt. — Wenn Bartel jetzt im Begriffe stand, ein boshafter Taugenichts zu werden, so trug der bei allen Dörflern in hohem Ansehen stehende Schulze einzig und allein die Schuld daran.

„Eva hat recht. Der arme Junge ist von Natur nicht schlecht,“ bekräftigte die gute Frau jetzt die Rede ihres Töchterchens, und Pfleiderer nickte ernst.

„Ich glaube es gern. Kinder haben für den Werth oder Unwerth ihrer Genossen meist ein richtiges Gefühl. Der unglückliche Bursche thut mir herzlich leid. Mag ihm Ewele immerhin eine Freude mit dem goldnen Anhänger machen. Wenn ihm nur andre das Stück nicht wieder wegnehmen.

„Dafür wird er schon sorgen. Mein Bartel ist so klug,“ lachte Eva vergnügt. „Trotzdem er nichts hört, versteht er mich ganz genau. Er kann jetzt auch schon beten,“ fügte sie stolz hinzu.

„Zeig es einmal, Bartel,“ wandte sie sich in kindlicher Einfalt an den Taubstummen und machte ihm allerlei Zeichen.

Da nahm der Unglückliche seine Mütze in die gefalteten Hände, kniete nieder und blickte

mit einem unbeschreiblichen, theils hilflosen, theils flehenden Blicke gen Himmel.

Ahnte er, daß ihm da oben ein barmherziger Gott und Vater wohnte?

„Es ist, als ob er rufen wollte: Herr, hilf mir, sprich dein Hephata!“ flüsterte die Bäuerin ergriffen, und auch die Männer waren bewegt.

Mit freundlicher Geberde legte Pfeleiderer die funkelnde Goldmünze in die Hand des erstaunt dreinblickenden Knaben.

„Bartel, die ist dein. Der gute Herr schenkt sie dir. Sieh nur, ich hab' auch eine,“ erklärte Eva mit lebhaftem Mienen- und Zeichenspiel, und auf der Stelle begriff der Krüppel, um was es sich handelte. Sein ganzes Gesicht veränderte sich mit einem Mal. Die finstere Stirn glättete sich, und die scheuen Augen sahen mit einem rührenden Ausdrucke von Freude und Dankbarkeit auf den Geber. Mit einem unverständlichen Schrei sprang er in die Höhe und klatschte voll Entzücken in die Hände. Dann stürzte er auf Frau Gottliche und den Fremden zu und küßte beiden inbrünstig die Hand.

„Wie er sich freut, der arme Kerl!“ rief Eva vergnügt und sah dabei mit der gleichen Dankbarkeit, wie ihr taubstummer Schützling, zu dem Schwaben auf.

Freundlich lächelnd erwiderte der Mann des Kindes Blick.

„Du bist ein braves Mädele, Evele. Gott segne dich und laß es dir gut gehen im Leben.“

Das Mädchen begriff zwar nicht, warum es besonders brav genannt wurde, denn Frau Gottliebe hatte ihrem Töchterchen von klein auf das Wohlthun und Mittheilen als etwas ganz Selbstverständliches eingeprägt, — aber es freute sich über die Güte des Fremden und sprang vergnügt neben den Erwachsenen einher. — Bartel hatte sich inzwischen still davongemacht. Die Gestalt des gefürchteten Oheims war plötzlich in der Ferne sichtbar geworden, und da zog es der Unglückliche vor, schnell zu verschwinden.

Unterdessen hatte sich Peter Dhl zu den anderen gesellt und erkundigte sich bei Martens nach dem endgiltigen Ausgang des Handels. Als er die Höhe der Summe erfuhr, die der Bauer für seinen Hof erhalten hatte, nickte er befriedigt.

„Just soviel habe ich auch bekommen. Wenn wir nun alle zwölf unser Geld zusammenthun, so bringen wir, die Reisekosten abgerechnet, noch sieben- bis achtzehntausend Thaler mit nach Amerika. Damit können wir uns da drüben ein Stück Land kaufen so groß, wie hier ein ganzes

Herzogthum. Ein jeder kriegt dann, dem einzelnen Vermögen entsprechend, seinen Antheil, den er nach Belieben bebauen und verwalten kann. Ihr sollt sehen, es wird ein Leben wie im Himmel werden. Steuern giebt es wenig oder gar keine, und niemand hat uns etwas zu sagen.

Geht es nur einigermaßen, so haben wir nach fünf, sechs Jahren leicht unser Vermögen verdoppelt.

Glaubt es nur, Frau Gevatterin, es wird euch schon gefallen, wenn ihr später einmal in Sammet und Seide einhergehen und euch auf weichen Polstern ausruhen könnt.“

„Danach verlangt mich nicht,“ entgegnete die Bäuerin ruhig. „Ich will Gott danken, wenn ich bis an mein Lebensende mein bescheiden Brot habe und tagtäglich in Gesundheit meiner Arbeit vorstehen darf.“

Um dort Reichthümer zu erwerben und ein müßiges Herrenleben zu führen, gehe ich gewiß nicht nach Amerika. Ich halte mich an das Wort des Herrn: Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen.“

„Nun, nun, ein jeder nach seiner Weise,“ sagte der Schulze etwas verlegen. „Ein Faulenzler und Verschwender bin ich ja auch nicht grade,

wenn ich auch hin und wieder die Ruhe und Behaglichkeit nicht verschmähe.“

\*

\*

\*

Ungefähr acht Tage später war zwischen den Auswanderern und den neuen Besitzern alles klipp und klar. Die Süddeutschen hatten das Dorf wieder verlassen, um in ihrer Heimath die nöthigen Vorkehrungen zum Ausbruch zu treffen.

In Ostheim aber begann nun eine fieberhafte Thätigkeit. Baargeld war ja jetzt in Fülle vorhanden, und ein jeder bestrebte sich daher, sich und die Seinen möglichst tüchtig und neu auszurüsten. Von früh bis Abends wurde genäht, gewaschen, geschneidert und gepackt; bis endlich die Hauptsache besorgt war, und die letzten Tage vor der Abreise etwas Ruhe eintrat.

Ungefähr fünfzig bis sechzig Köpfe zählte die Gesellschaft der Auswanderer, und es war nur ganz in der Ordnung, wenn ein gewandter Mann die Führerschaft über die meist des Reisens unkundigen und wenig weltklugen Landleute übernahm. Sie waren auch verständig genug, dies selber einzusehen, und wählten daher alsbald einen Reisemarschall, dem sie unbedingten Gehorsam gelobten.

Da bis dahin Peter Dhl in Ostheim unbe-



schränkt als Dorfoberhaupt geherrscht hatte und allgemeine Achtung besaß, so war es natürlich selbstverständlich, daß sie den gewesenen Schulzen zu ihrem Anführer machten und ihm auch nach dem schon früher gefaßten Entschluß alsbald die Reiskasse übergaben.

Ein jeder Hausvater behielt sich nur wenige Thaler zurück, während sich in Dhl's Händen ein Kapital von über zweiundzwanzigtausend Thalern befand.

Dafür erhielten die Besitzer dieses Geldes jeder einen Schein, worauf von Dhl noch als Ortsschulzen die Höhe der eingezahlten Summe angegeben, unterschrieben und untersiegelt war.

Auf Frau Gottlieb's unablässiges Drängen hatte Martens endlich fünfzig Thaler von der Kaufsumme abgezogen, ehe er sie dem Anführer übergab.

Aber er schämte sich ordentlich dieses Mißtrauens und sagte gleichsam entschuldigend:

„Nimm es nicht übel, Gevatter, aber meine Frau ließ mir keine Ruh. Sie wollte auch einmal Geld in den Händen haben. Und da ich ihr für ihre Fügsamkeit in dieser Zeit eine Gegenliebe erweisen wollte, that ich ihr den Gefallen.“

Der Schulze nickte mit überfreundlicher Miene.  
„Natürlich, Gevatter, das kann dir niemand

wehren. Hättest meinetwegen auch hundert Thaler nehmen können.“

„Siehst du wohl, Gottliebe, daß ich recht habe? Der Peter ist und bleibt ein rechtschaffener Kerl, und es ärgert mich fast, daß ich ihn durch dein Mißtrauen kränken mußte,“ sagte Martens fast vorwurfsvoll daheim zur Bäuerin. „Statt über den Abzug ärgerlich zu sein, meinte der gute Mensch sogar, ich hätte leicht hundert Thaler nehmen sollen.“

„Und das wundert dich noch groß?“ rief Frau Gottliebe halb empört, halb lachend ihm ins Gesicht. „Mann, Mann, um Gottes willen, wo hast du denn deinen Verstand gelassen? Hat dir denn das Amerikafieber wirklich ganz und gar die Sinne verrückt? Ich dünkte doch, mit deinem Eigenthum könntest du schalten und walten, ohne daß Peter Dhl dir dazu Erlaubniß geben brauchte. — Aber ihr seid ja alle wie gebannt von dem falschen Menschen. Ich sehe es schon kommen, er wird da drüben den großen Herrn spielen, und wir sind nur seine gehorsamen Unterthanen, wenn uns, was Gott verhüten wolle, nicht noch gar Aergeres von ihm widerfährt.“

„Kommst du mir schon wieder mit deinem unberechtigten und sündhaften Mißtrauen?“ fuhr Martens ärgerlich in die Höhe.

Die Vorwürfe seiner klugen Frau in Beziehung auf sein Verhältniß zu Dhl waren nicht ohne Eindruck geblieben, und wider Willen mußte er zugeben, daß die scharfe Beobachterin mehr oder weniger recht hatte. Doch um alles in der Welt hätte er dies nicht eingestanden. Im Gegentheil suchte er seine Beschämung nun durch beleidigtes Wesen über die Angriffe auf den Freund zu verdecken.

Doch die Bäuerin ließ sich nicht irre machen.

„Denke du über Dhl, was du willst,“ sagte sie ruhig. „Ich kann nicht wider mein Gefühl. Ich bleibe bei der einmal gefaßten Meinung.“

Am Abend dieses Tages saß Frau Martens mit ihrem Töchterchen allein im Wohnzimmer.

Da öffnete sich plötzlich leise die Thür, und der taubstumme Bartel blickte vorsichtig herein. Als er die beiden Frauen allein sah, kam er hastig näher, trat vor die Bäuerin hin und begann mit lebhaftem Mienen- und Geberdenspiel auf sie einzustürmen.

Er holte einige kleine Münzen aus der Tasche, that damit, als wenn er große Summen aufzählte, schüttete dann alles in Frau Martens Schoß, hielt die Schürze zu, deutete mit einer Hand nach der Richtung von Peter Dhls Haus und schüttelte dazu heftig mit dem Kopfe.

Verblüfft und rathlos blickte Gottliebe auf den immer lebhafter und in offener Angst gestikulirenden Burschen. Sie ahnte, daß er ihr eine wichtige Mittheilung machen wollte, aber sie vermochte ihn beim besten Willen nicht zu verstehen.

Betrübt zuckte sie die Schultern und schüttelte den Kopf.

Als der Unglückliche merkte, daß man ihn nicht verstand, erfaßte es ihn wie Verzweiflung. Große Thränen traten in seine Augen, und unverständliche Laute entströmten seinem Munde.

Es war ein herzerreißender Anblick.

Da legte sich plötzlich Eva ins Mittel. Sie hatte den Spielgefährten scharf beobachtet und sprang nun erfreut in die Höhe.

„Mutterle, jetzt weiß ich, was Bartel will! Wir sollen dem Ohm Peter nicht unser Geld geben, sondern selber behalten.“

Sie machte dem Taubstummen rasch einige Zeichen, und dieser nickte mit allen Geberden der Befriedigung.

Gottliebe aber erschraf bis ins innerste Herz. Ihr eignes Mißtrauen gegen Ohl zusammen mit des Knaben sonderbarer Warnung beunruhigte sie nun aufs höchste.

„Evchen, frag Bartel, warum wir dem Ohm nicht das Geld geben sollen,“ rief sie hastig, und

alsbald begann eine lebhaftere Zeichen- und Gebardensprache zwischen dem Kinde und dem Krüppel.

Mit heftig klopfendem Herzen beobachtete die Bäuerin die ihr unverständlichen Zeichen der Beiden.

Endlich wandte sich das Mädchen zur Mutter und sagte leise, fast furchtsam:

„Bartel meint, Ohm Peter sei ein grundschlechter Mann. Er wolle alle betrügen, und wir sollten ihm doch ja nicht vertrauen. Er müsse auch etwas ganz besonderes vorhaben. Bartel hat ihn verschiedene Mal heimlich beobachtet. Da hat er viel, viel Geld gezählt und dabei in einem fort so recht unheimlich gelacht.“

Der erschrockenen Frau stand fast das Herz still bei dieser Rede ihres Töchterchens.

„Meine Ahnung! Meine Ahnung!“ flüsterte sie mit bebenden Lippen.

Zu dem Kinde jedoch sagte sie beruhigend:

„Wird nicht so schlimm sein, wie Bartel denkt, Evele. Der Ohm Peter hat den armen Burschen gewiß wieder hart gezüchtigt, und deshalb ist dieser nicht gut auf ihn zu sprechen.“

Sag dem Jungen nur, es sei alles längst in Ordnung, und er sollt' beileibe keinen andern etwas von seinem Verdacht merken lassen.“

„Aber, Mutterle, Bartel hat ganz gewiß recht,“ entgegnete die Kleine unbeirrt. „Ich mag den Schulzen=Dhm auch nicht leiden.“

„Ganz gleich, mein Kind. Thue nach meinem Willen und vergiß, was Bartel gesprochen hat. Vor allem rede zu keinem anderen Menschen davon.“

Die guterzogene Kleine nickte gehorsam und that nach der Mutter Wunsch. Der Taubstumme aber war mit dem Erfolge und der Wirkung seiner Mittheilung keineswegs zufrieden.

Als er begriff, daß man seine Meinung über den Dhm nicht theilen konnte oder wollte, und daß seine Warnung zu spät kam, da schüttelte er traurig mit dem Kopfe und verließ niedergeschlagen das Zimmer.

Als die Bäuerin ihm nachging und ihm dankbar und liebevoll mit der Hand über die blonden Locken fuhr, da blickte er sie zwar zu=traulich wie sonst an, aber sie merkte doch, daß er nicht befriedigt war, weil er nicht erreicht hatte, was er mit seiner Warnung bezweckte, die Rettung derer, die ihm Barmherzigkeit erwiesen hatten, aus den Händen eines schlechten, heuchlerischen Menschen.

Frau Gottliebe hatte in Beziehung auf den Unglücklichen vollkommen recht. Er war von

Natur weder böshaft, noch blödsinnig, noch sonst irgendwie beschränkt. Er besaß sogar einen sehr scharfen Verstand und eine richtige Beobachtungsgabe. Wäre er in die rechten Hände gekommen, vielleicht gar in eine Taubstummen-Anstalt gebracht worden, so hätte aus ihm gewiß ein sehr tüchtiges Glied der menschlichen Gesellschaft werden können.

So aber stand er in größter Gefahr, geistig und leiblich gänzlich zu verwahrlosen, und es waren vielleicht nur die Gebete und der Segen seiner sterbenden Mutter, die ihn vor dem Aeußersten bewahrten.

Der im Dorfe so hochgeachtete und wohl-angesehene Peter Dhl wurde an dem unglücklichen Knaben zum zwiefachen Schurken. Erstens unterschlug er die tausend Thaler Vatererbe, die er in der Lade der todten Wittve beim Aufräumen ihrer Sachen gefunden hatte, und hielt den ihm doch blutsverwandten Krüppel in Kleidung und Speise so farg wie einen Betteljungen. Zweitens aber, und das war das Schlimmere von beiden, behandelte er das bejammernswerthe Kind in einer so herzlosen, fast grausamen Weise, daß in diesem bald alle besseren Gefühle erstarben, und nur noch ein glühender Haß gegen seinen Peiniger in seiner Brust zu wohnen schien.

Die Dörfler sagten durchaus nicht die Un-

wahrheit, wenn sie den Taubstummen endlich hinterlistig und boshaft nannten, trafen sie ihn doch oft genug dabei, wie er sich an dem lebenden und todten Eigenthum seines Pflegers mit unverhohlener Schadenfreude versündigte.

Alle Unbill, die ihm von seinem Oheim widerfuhr, blieb Bartel unvergessen, und zur gelegenen Zeit rächte er sich dann nach Kräften und mit großer Schlaueit.

„Der heimtückische Bube ist im Stande und zündet mir das Haus über dem Kopfe an,“ klagte der Schulze oftmals, und die Ostheimer nickten dazu ergrimmt und zornig.

„Ihr müßt den Taugenichts eben härter halten, Herr Schulze. Ihr seid viel zu gut mit dem schlechten Menschen.“

Die Unwissenden hatten ja keine Ahnung davon, wer an des armen Knaben stets wachsender Bosheit Schuld trug!

Vor den Augen der Freunde und Nachbarn war Peter Dhl die Freundlichkeit selber gegen den Taubstummen, und wenn dieser dann mit seinem Gefühl die heuchlerische Liebe durch böse Blicke und Geberden vergalt, sagte der Schulze wohl mit einem bedauernden Seufzer:

„Es ist eben alles an ihm umsonst, Gevattern. Ich hab mir mit dem Jungen ein



rechtes Kreuz aufgeladen, aber was thut man nicht um der Verwandtschaft willen!"

Die einzige, die sich durch das Reden und Thun Ohls nicht hinter das Licht führen ließ, war Frau Gottliebe Martens.

Sie dachte daran, wie kindlich-heiter und herzensgut Bartel zu Lebzeiten seiner frommen Mutter gewesen war, und sie sagte sich ganz richtig, daß die so auffällige Veränderung des Knaben zum Schlechten in so kurzer Zeit eine greifbare Veranlassung haben müsse. Der immer unverhohlener hervortretende Haß des Krüppels gegen den Ohm konnte nicht ohne Grund entstanden sein, und trotz aller Gegenreden ihres Mannes und der Dörfler machte sich die kluge Bäuerin im stillen ihren eignen Bers über den gepriesenen Ortsvorsteher.

Gern gemocht hatte sie den allezeit überfreundlich blickenden Mann niemals. — „Immer lächelnden Menschen ist nicht zu trauen,“ pflegte sie zu sagen. Auch fiel ihr ein, daß der Ortsvorsteher keinem Bettler und Armen je eine Gabe reichete.

„Es streitet wider meine Grundsätze, Müßiggang und Lodderei zu unterstützen,“ war seine stete, mit großer Würde und Ueberzeugung vorgebrachte Rede bei solchen Anlässen, und die

Ostheimer gaben ihm hier, wie in allen andern Dingen recht; fingen auch schon hie und da an, seinem Beispiel nachzuahmen.

Es ging ja dem alten Menschen so süß ein, daß man eigentlich auf diese Weise die Verpflichtung habe, den Beutel zuzuhalten und die Faulheit beileibe nicht zu unterstützen.

Frau Gottliebe jedoch schüttelte zu dem allen mißbilligend den Kopf.

„Von solcher Weisheit steht in der Bibel nichts geschrieben. So spricht der alte Adam mit seinem Geiz und seiner Habsucht, und hängt sich dabei wohlweislich den Mantel bürgerlicher Klugheit und Rechtschaffenheit um.

Die christliche Liebe jedoch ist auf andere Sätze gegründet.

„Brich dem Hungrigen dein Brot, und die, so im Elend sind, führe in das Haus; so du einen nackend siehest, so kleide ihn, und entziehe dich nicht von deinem Fleisch!“

So ruft schon der Prophet im alten Bunde, und unser Herr und Heiland hat uns nicht weniger deutlich angewiesen, wie wir uns gegen Arme und Nothleidende verhalten sollen.

„Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen!“

und: „Gieb dem, der dich bittet, und wende dich nicht von dem, der dir abborgen will!“ befiehlt er uns klar und deutlich, und darnach hat sich ein wahrer Christ zu richten.“

Die fromme Bäuerin nahm keinen Anstand, diese ihre Meinung dem Schulzen unumwunden zu sagen. Doch Dhl lächelte dazu und meinte überlegen:

„Das sind Ansichten, Frau Gevatterin. Ich denke über die Sache anders.“

Viel besser, als die von euch angeführten, gefällt mir der Spruch:

„Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen,“ und der steht, so viel ich weiß, auch in der Bibel.“

„Ja, er steht auch darin,“ entgegnete die Bäuerin unbeirrt, „aber wehe dem, der ihn so auslegt, als ob uns nun das Wohlthun und Mittheilen verboten wäre!“

Die Meinung Frau Gottliebes über den Ortsvorsteher hatte sich nach diesem Gespräche nicht gerade gehoben, und sie ließ sich durch die äußere, so recht zur Schau getragene Rechtschaffenheit des angesehenen Mannes nicht länger täuschen.

Der arme Bartel that ihr in der Seele leid, und wo sie nur konnte, erwies sie dem unglücklichen

Krüppel Liebe und Freundlichkeit. Zum Danke dafür lohnte ihr der Taubstumme mit einer fast hündischen Anhänglichkeit, und sein größtes Glück bestand darin, in ihrer oder ihres Töchterchens Nähe weilen zu dürfen.

Wollte Ohl seinen Pflegling ganz besonders hart strafen, so durfte er ihn nur etliche Tage einsperren und ihm dadurch die Möglichkeit entziehen, mit seinen beiden Schützerinnen zusammenzukommen.

Wenn der Schulze aber durch solche Grausamkeit die gänzliche Unterwerfung und Kirremachung seines Neffen bezweckte, so hatte er sich gründlich geirrt. In dem Maße, wie er die Strafen verschärfte, wuchs auch der Haß des Knaben gegen seinen Peiniger, und der harte Mann ahnte nicht, daß er sich, statt eines allzeit gefügigen Werkzeuges, einen scharfen Beobachter und Feind an dem unglücklichen Verwandten großzog.

Als das Auswanderungsprojekt auf die Tagesordnung kam, und der Krüppel zu merken begann, daß etwas besonderes vorging, ließ er den Oheim nicht mehr aus den Augen. Wir haben gesehen, in welcher Weise er sich das Thun und Treiben des Schulzen auslegte, und welche Warnung er infolgedessen denen, die ihm Wohlthaten erwiesen hatten, zukommen ließ.



### 3. Kapitel.

#### Betrogen.

Der Tag des Abschieds war gekommen.

Zum letzten Mal sahen die Ostheimer Auswanderer die Sonne über ihrem Heimathsorte aufgehen.

Vielen unter ihnen, und das waren gerade die besten und tüchtigsten, war das Herz zum Brechen schwer.

Ach, es ist keine Kleinigkeit, für immer von Heimath und Vaterhaus, von Freundschaft und Vaterland zu scheiden!

Manch einem kamen jetzt schwere Bedenken in die Seele, und die bange Frage: „Habe ich auch recht und klug gehandelt? ist es wirklich Gottes Wille, daß ich von hinnen gehe?“ ließ sich nicht unterdrücken.

Zweifel und Befürchtungen, an die man vorher nie gedacht hatte, stiegen plötzlich auf, und umsonst versuchten die Leichtlebigeren und Leichtsinrigen alles im rosigsten Lichte darzustellen.

Was man hier aufgab, das wußte man; was einen aber da drüben, im fremden Lande, erwartete, darüber hatte die Zukunft ihren dunklen Schleier gebreitet.

Aber was konnte die ganze Grübelei und Angst nun noch helfen? — Es war ja alles, alles zu spät! — Die Reisewagen standen gepackt vor der Thür, und die neuen Eigenthümer hatten bereits von den einzelnen Höfen Besitz genommen.

Unter heißen Thränen kniete Frau Gottliche Martens zum letzten Mal auf der Schwelle der geliebten Heimstatt.

„Herr, segne unsern Ausgang und Eingang!“ betete sie mit zuckenden Lippen.

Das Herz war ihr so traurig und schwer wie kaum je zuvor in ihrem Leben, und selbst die echt kindliche Freude ihres Töchterchens an der bevorstehenden Reise und Veränderung vermochte kaum ein schwaches Lächeln auf ihrem Gesichte hervorzurufen.

Erst als sie lange und inbrünstig mit ihrem Gott und Herrn gesprochen hatte, wurde ihr etwas leichter zu Muth, und mit raschem Entschlusse trocknete sie die weinenden Augen.

„Komm, Evele, wir wollen von den Großeltern Abschied nehmen,“ sagte sie leise und ergriff ihres Kindes Hand.

Die Kleine wußte schon, um was es sich handelte. Bereitwillig nahm sie vier schöne Blumenkränze und folgte der Mutter. Einen kurzen Weg nur hatten die beiden zu thun; dann

traten sie dicht neben der Kirche durch eine enge Pforte und standen nun auf dem wenig gut gehaltenen Friedhofs des Dorfes. Ziemlich in der Mitte lagen, von einem Holzgitter umfriedigt, vier Gräber neben einander. Hier ruhten die beiderseitigen Großeltern von Eva Martens, und die Kleine kniete, wie sie es gewohnt war, alsbald zu ihren Häupten nieder und betete laut das Vaterunser.

Mit gesenktem Haupte hörte die Bäuerin zu. Bei dem Amen stimmte sie laut mit ein und richtete sich dann zuversichtlich auf. Es war ihr plötzlich, als hätten die lieben Todten ihr einen Segensgruß zur Reise gesandt.

Sorgfältig befestigte sie nun die Blumen auf den grünen Hügeln und strich zuletzt liebevoll und abschiednehmend über die hölzernen Gedenktafeln.

„Behüt euch Gott, ihr Lieben, bis zum Wiedersehen da droben,“ flüsterte sie leise, brach noch von einem jeden Grabe einen Zweig zum Andenken ab und schritt dann mit ihrem Kinde still von dannen.

Als sie sich dem Ausgange näherte, hörte sie plötzlich seitwärts aus dem Gebüsch verzweifeltes Schluchzen, und als sie ahnungsvoll näher trat,

sah sie vor sich Bartel, den Taubstummen, wie er auf dem Grabe seiner Mutter lag und es mit beiden Armen umklammert hielt.

Auch er nahm Abschied von dem einzigen Gut, das ihm auf Erden geblieben war. Ohne daß es ihm je geheißen worden war, hatte er stets die Stelle, wo man den Leib seiner treuen Mutter zur letzten Ruhe gebettet hatte, aufs beste und schönste gepflegt. Die ersten Frühlingsglocken und die letzten Winterastern blühten stets auf dem Grabe der Wittwe Margeita Dhl, und der, der sie mühsam suchte und sorgfältig einpflanzte, war der „blödsinnige Trottel,“ der „verrückte Taubstumme.“

Auch jetzt war der grüne Hügel von Blumen ganz und gar überdeckt, und Frau Gottliebe konnte sich der Thränen nicht enthalten, als sie diese Liebe des unglücklichen Knaben sah.

Aufs tiefste erschüttert trat sie endlich näher und legte dem Verzweifeltsten liebevoll die Hand aufs Haupt.

Erschrocken fuhr Bartel bei der Berührung in die Höhe. Als er aber seine beiden Freundinnen erkannte, ging ein Lächeln über sein verweintes Gesicht. — Trotzdem jedoch wollte er sich auch auf ihre Aufforderung hin nicht von dem Grabe trennen.

Da sagte Eva, auf der Mutter Geheiß, seine



Hand, hieß ihn niederknien, wie auch sie selber und Frau Martens that, und betete nun abermals laut und feierlich das heilige Vaterunser.

Mit verzehrenden Blicken hing der unglückliche Bursche erst an den Lippen des betenden Kindes. Dann aber richtete er die thränenvollen Augen gen Himmel, und es wollte der Bäuerin scheinen, als ob er ganz genau wüßte, um was es sich in diesem feierlichen Augenblick handelte.

Als Eva aufstand, erhob auch er sich und folgte nun ohne Widerstand den beiden Frauen. Ehe sie jedoch für immer gingen, brach Frau Gottliebe noch einen Ephrauzweig vom Grabe der Wittwe und legte ihn mit bedeutsamen Geberden in die Hände des verlassenen Knaben.

Da leuchteten die blauen Augen in Freude und Dankbarkeit, und wiederholt drückte er den Zweig an seine Lippen und küßte ihn.

Auf dem Heimwege vom Kirchhofe begegneten der Bäuerin noch verschiedene andere Auswanderer, die sich in derselben Absicht wie sie dem Friedhofe näherten.

Ein jeder hatte das Gefühl, als dürfe er nicht ohne einen Abschiedsgruß an die lieben Todten von dannen gehen.

Noch niemals zuvor hatte der kleine Gottesacker in so reichem Blumenschmucke geprangt wie heute.

Es war sonst zu jener Zeit und vor allem auf den Dörfern eine traurige Gewohnheit, die Kirchhöfe wüßt und öd liegen zu lassen. Nur ganz vereinzelt fand man gut gepflegte Gräber.

Heutzutage ist es in dieser Beziehung zum Glück ganz anders geworden. Selbst das kleinste Dertchen hat jetzt seinen sauber gehegten Todtengarten, und nicht das wenigste Verdienst daran tragen die Geistlichen und Lehrer, die die Gleichgiltigen daran erinnerten, daß es eine Sünde sei, die Stätten, die die Leiber der Entschlafenen borgen, so zu verwahrlosen. Denn der Körper, aus dem die Seele gewichen ist, ist keine werthlose Schale. Er ist und bleibt eine schätzbare Hülle, das Samenkorn, das in die Erde gelegt wird, um dereinst am Auferstehungsmorgen in verklärter Schönheit zu prangen.

Frau Martens ihrerseits hatte nie vergessen, was sie dem Andenken ihrer Eltern und Schwiegereltern schuldig war, und auf ihren sauber gehaltenen Gräbern grünt und blühten stets die schönsten Blumen. Wenn die Nachbarn sich wunderten, daß sie, die Fleißige, so viel Zeit auf diese ihnen selbst überflüssig erscheinende Sache verwandte, so gab sie sich die redlichste Mühe, die Lässigen zu überzeugen, daß es heilige Pflicht sei, die Ruhestätten der Entschlafenen

nicht zu verwahrlosen. Aber ihre Worte hatten leider wenig Erfolg. Es blieb alles beim alten Schlendrian, und erst heute, an dem Tage, wo sie für immer von ihnen scheiden sollten, merkten die Auswanderer, daß ihnen die Gräber der Ihrigen mehr ans Herz gewachsen waren, als sie dachten.

Mit Reue und Wehmuth legten sie nun den letzten Abschiedsgruß auf den Hügeln nieder und rüsteten dann still und ernst zum Aufbruch.

Wenige Stunden später lag der noch ebenso belebte Gottesacker einsam und verlassen da.

Die Kinder und Enkel der stillen Schläfer waren davongezogen in eine ungewisse Zukunft, in ein fremdes Land.

\*

\*

\*

Glücklich und wohlbehalten langten die Auswanderer in K., der ersten größeren Stadt, wo sie Raft halten wollten, an.

Da die Reise bisher ohne Unfall verlaufen war, befanden sich alle in der besten Stimmung, und man hoffte wieder von Amerika und der Zukunft Außerordentliches.

Auch Frau Gottlieb's Befürchtungen in Beziehung auf Dhl schienen zum Glück nicht in Erfüllung zu gehen.

Der gewesene Schulze erwies sich wirklich als ein ausgezeichneteter Reifemarschall. Wie ein Vater sorgte er für die ihm anvertraute Schaar, und alle priesen die Wahl, die sie in ihm getroffen hatten.

So war man also glücklich in X. angekommen, und gab sich dort einen Tag lang der wohlverdienten Ruhe hin. Mit Behagen genossen die Europamüden allerlei bis dahin ungekannte Genüsse und freuten sich dabei schon auf Amerika, wo ihnen solches in Hülle und Fülle winkte.

Da, eben als man sich zur Weiterreise rüsten wollte, erkrankten plötzlich mehrere Kinder an der Halsbräune, und die verzweifelten Eltern baten die andern himmelhoch, sie doch nicht in der fremden Stadt allein und dahinten zu lassen.

So ungelegen den Uebrigen dieser fatale Aufenthalt auch kam, so dachten sie ohne Ausnahme brüderlich und christlich genug, die Bitte der Geängsteten zu erfüllen.

„Einen jeden von uns kann in der nächsten Stadt das gleiche Kreuz treffen; und wer möchte wohl gern in der Fremde allein zurückbleiben?“ sagte Frau Martens ernst.

„Nachbarn, denkt daran: Was du nicht willst, daß man dir thu, das füg' auch keinem andern zu.“

Die Auswanderer nickten einverstanden und schickten sich dann mit mehr oder weniger Geduld in den erzwungenen Aufenthalt.

Ohl allein zeigte sich äußerst ungehalten, und ließ seinen Unmuth über die Verzögerung offen zu Tage treten.

„Daß uns auch solch Pech über den Hals kommen mußte,“ zeterete er unwillig. „Nun verträdeln wir hier vielleicht wer weiß wie viel Zeit, und derweil fährt uns das Schiff davon. Die in H. warten natürlich nicht auf die Säumigen. Die benutzen den ersten günstigen Wind, segeln davon, und wir können hier lange auf einen so günstigen Anschluß passen.“

Hätten wir wenigstens die Plätze schon besorgt und bezahlt, aber so geht, wenn wir nach H. kommen, auch damit noch eine geraume Zeit hin.

’s ist rein zum Todtärger, daß man hier die schönen Tage so ungenutzt verlumpen muß!“

Etliche Hausväter der Gesellschaft, an die der Bohnige diesen Erguß richtete, nickten trübe zu seinen Worten.

„Hast schon recht, Schulze; aber die Sache läßt sich leider doch nicht ändern. Mit den todtkranken Kindern ist vorläufig an kein Reisen zu denken.“

Hans Martens, der der Unterredung auch beizuhohnte, sprang in diesem Augenblick erfreut auf.

„Ich hab's! Ich hab's, wie wir am einfachsten aus dieser Verlegenheit herauskommen. Wie wäre es denn, Schulze, wenn du immer allein voran gingest und in H. alles Nöthige besorgtest? Du bist ja doch in solchen Dingen der einzige Macher und brauchst unsere Hilfe dabei nicht.“

Derweilen entscheidet es sich bei den Kindern über Tod oder Leben, — der Doktor sagte: morgen, oder übermorgen, — und wir können dir dann in etlichen Tagen nachkommen.“

„Martens hat recht. So soll es sein. — Nein aber, daß uns solches noch nicht über einfiel,“ riefen die andern vergnügt.

Ein Freudenblick huschte, von den harmlosen Männern unbemerkt, über das Gesicht des Schulzen.

„Wie ihr wollt, Freunde. Gern unterziehe ich mich der Mühe für euch. Sobald ich in H. angekommen bin, werde ich euch Bescheid senden, und wenn dann hier alles in Ordnung ist, folgt ihr mir auf dem Fleck nach. So lange ich nicht da bin, kann ja Hans Martens der Führer sein, und ich werde ihm so viel Geld da lassen, als nöthig ist. Damit ich unterwegs aber einen Handlanger und Packträger habe, nehme ich den Bartel mit. Auf die Weise

werdet ihr auch zugleich eine Last los, denn der böshafte Trottel könnte, meine Zucht entbehrend, leicht Unheil stiften.“

Die Männer nickten einverstanden.

„Du triffst doch allemal das Rechte. Den Krüppel wollen wir gern missen. Er ist uns so wie so gram und ärgert uns allerwegen.“

„Ausgenommen meine Frau und Evchen,“ sagte Martens etwas stolz. „Für die beiden geht der Aff' durchs Feuer und folgt jedem ihrer Winke. Da wird aber Wasser fließen, wenn er sich jetzt von ihnen trennen muß, doch ich bin im Grunde ganz froh darüber. Mein Mädchel findet wohl noch einen besseren Spielgefährten als den blödsinnigen Burschen.“

„Das will ich meinen,“ bestätigte Dhl gleichnerisch. „Ich hab' mich schon lang' gewundert, daß deine Frau den unangenehmen Burschen so viel um sich duldet. Deine Tochter ist wahrhaftig zu schade, um solchem halbverthierten Menschen als Kamerädin zu dienen und ihm allerlei Fertigkeiten beizubringen.“

„Na, meine Alte läßt sich in der Beziehung nicht dreinreden,“ entgegnete der Bauer etwas kleinlaut. „Ich habe das gründlich erfahren und versuche es nicht wieder. Als ich ihr einmal Vorwürfe machte, daß sie sich mit solchem elenden

Zungen abgäbe, sah sie mich groß an und sagte feierlich:

Unser Herr und Meister spricht:

Was ihr gethan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan!

Da hatte ich mein Theil und ging still davon, denn im Grunde hatte sie ja recht."

„Wie immer,“ höhnte Dhl spöttisch.

Der Bauer fuhr gereizt in die Höhe. In dieser Beziehung verstand er keinen Spaß. Er wußte gut genug, welchen Schatz er an seinem frommen, treuen Weibe besaß.

„Red' keinen Ton über meine Frau, Schulze. Die ist mehr werth als wir alle zusammen, und ich hätte vielleicht klug gethan, noch öfter auf ihren Rath zu hören.“

Dhl fuhr zusammen. Sollte das eine Anspielung sein? — Etwas scheu sah er nach Martens hinüber. Aber der harmlose, gutmüthige Mann hatte nichts dergleichen im Sinne. Auch nicht der leiseste Gedanke eines Mißtrauens gegen den Freund war in seiner Brust.

„Nun, nun, ich meinte es ja nicht so schlimm,“ sagte der Schulze erleichtert und begütigend. „Wer wird denn gleich alles so heftig auffassen.“



„Na, dann ist ja alles gut,“ nickte Martens besänftigt, und die Sache war erledigt.

Am andern Morgen in aller Frühe fuhr Ohl mit seinem taubstummen Verwandten nach dem noch ungefähr eine Tagereise entfernten H. weiter.

Bartel hatte sich zuerst aufs heftigste widersetzt, seinem Ohm allein zu folgen. Krampfhaft klammerte er sich an Frau Gottliebe an, und erst deren und Evas bedeutungsvollem Zureden, daß die Trennung nur für kurze Zeit sei, gelang es, ihn zur Abreise willig zu machen. Aber noch auf dem Wagen weinte und schluchzte er laut und nickte und winkte den zurückbleibenden Freunden so lange zu, als er sie nur immer sehen konnte.

Ahnte er, daß er auf lange Jahre, vielleicht auf immer von ihnen ging? —

Einen Tag, nachdem der Schulze K. verlassen hatte, trat bei den kranken Kindern die ersehnte und gefürchtete Krisis ein.

Zwei von ihnen, ein Zwillingsgeschwisterpaar, holte der gute Hirte in ein noch besseres Land wie Amerika, und die kinderlosen Eltern hätten am liebsten da, wo man ihre Lieblinge gebettet hatte, ihren Wanderstab gleichfalls aus der Hand gelegt.

Hätten sie ihr Ohl anvertrautes Geld in den Händen gehabt, so wären sie wahrscheinlich

in K. geblieben, um sich in der Nähe der letzten Ruhestätte ihrer Kleinen Unterkunft und Beschäftigung zu suchen.

Doch gänzlich mittellos, wie sie augenblicklich waren, mußten sie sich, wohl oder übel, den weiter reisenden Genossen anschließen.

Der Schulze hatte unterdessen noch nichts von sich hören lassen.

„Er mag soviel Besorgungen haben, daß er nicht zum Schreiben gekommen ist,“ sagte Martens erklärend. „Aber das thut weiter nichts. Wir wissen ja Bescheid und können ruhig weiter fahren.“

Gesagt, gethan.

Noch am selben Tage, wo man die beiden Geschwister begraben hatte, wurden in aller Eile die Sachen wieder gepackt und mit den vier genesenden Kindern die Reise nach H. angetreten.

So fröhlich wie vordem aber war die Stimmung freilich nicht mehr. Die unerwarteten Todesfälle und die Trauer der beraubten Eltern machte auch die andern ernst und gedankenvoll.

Frau Gottliebe Martens insonderheit konnte sich kaum einer gewissen Schwermuth erwehren. Alle ihre mühsam unterdrückten Ahnungen und

Beforgnisse waren durch die Ereignisse der letzten Tage wieder wach geworden. — Die Abreise und das Schweigen des Schulzen ängstigte sie im stillen unausgesetzt, und das schlimmste daran war, daß sie ihre quälenden Gedanken niemand anvertrauen konnte und mochte. Sie hätte es für eine Sünde gehalten, Fremden ihren schweren Verdacht auszusprechen, und gegen ihren Hans sagte sie erst recht nichts mehr davon. Der hätte sie, wie immer, bloß ausgelacht und solche Beleidigung des verehrten Freundes sich ernstlich verboten.

Martens hatte unterdessen mit der ihm anvertrauten Schaar seine liebe Noth. Er war nicht der Mann dazu, soviel verschiedene Köpfe und Sinne unter einen Hut zu bringen. In heller Verzweiflung verwünschte er die Stunde, da ihn Ohl mit dieser schwierigen Aufgabe betraut hatte, und ersuchte nichts sehnlicher herbei als den Augenblick, wo ihn der Schulze wieder dieser Last entledigen würde.

„Da will ich doch lieber die widerspenstigsten Ochsen in Ordnung halten als diese Querköpfe,“ stöhnte er. „Nein, aber so was! Jetzt sehe ich erst ein, was wir an dem Peter hatten! Dem folgte alles aufs Wort, und ich kann mich heiser schreien, ohne das geringste zu erreichen. — Dem einen

bin ich zu geizig, dem andern zu verschwenderisch. Es ist rein zum Todtärgeru!"

Zur großen Freude des geplagten Mannes erreichte man endlich H.

„In einer Stunde bin ich aller Sorgen los und ledig,“ rief der Geängstigte mit einem erleichterten Aufathmen.

Armer Hans Martens, wenn du geahnt hättest, daß nun erst deine wahre Noth angehen sollte!

Mit Staunen und Bewunderung betraten die Auswanderer die Straßen der großen See- und Handelsstadt. Sie hatten soviel zu sehen und zu begaffen, daß sie zuerst weder an Peter Dhl, noch an ihre Weiterreise dachten.

Nur Martens mühte sich so schnell als möglich den Aufenthalt des Freundes zu erforschen. Da er einsah, daß ihm dies in der fremden, großen Stadt ohne Hilfe eines kundigen Mannes nimmermehr gelingen würde, so war er klug genug, sofort zur Polizei zu gehen und dort um Unterstützung zu bitten.

Nachdem er einem Beamten alles auseinander gesetzt und sich selber genügend legitimirt hatte, wurde ihm die erbetene Hilfe bereitwillig zugesagt und sofort mit dem Forschen nach dem Aufenthalt Dhls begonnen, denn dieser hatte sich

bis jetzt, wie sich herausstellte, noch nicht auf dem Bureau gemeldet.

„Er wird nicht gewußt haben, daß dies nothwendig ist,“ sagte der Bauer entschuldigend, während der Beamte bedenklich den Kopf schüttelte.

„Hören Sie, guter Freund, die Sache kommt mir etwas sonderbar vor. Ihr Schulze hat sich, wie Sie sagen, bereits vor acht Tagen von Ihnen getrennt und ist vorausgereist, um hier in S. für seine Gesellschaft Plätze auf dem Schiffe zu belegen. Trotz seines Versprechens hat er seitdem nichts von sich hören lassen, und doch mußte ihm daran gelegen sein, daß Sie ihm, so schnell wie möglich, nachkamen und ihn fanden!

Wenn er nur nicht etwa gar schon nach Amerika abgesegelt ist! Just vor fünf Tagen stach das große Auswandererschiff „die Nadine“ in See.“

Der Bauer knickte bei diesen Worten des Beamten förmlich zusammen.

„Schon hinüber? und uns dahinten gelassen? — Aber nein, nein, das geht ja nicht! Das ist ja rein unmöglich!“ stammelte er mit schneebleichen Lippen. „Er muß doch wissen, daß wir ohne ihn nichts anfangen und nicht weiter reisen können. Der Peter hat ja unser aller ganzes Geld mitgenommen.“

„Euer aller Geld mitgenommen?“ rief der

Beamte staunend. „Das ist doch wohl nicht möglich. Wie ist denn das zugegangen?“

„Ja, wir haben es ihm doch anvertraut, weil er der Gescheiteste und Angesehenste von uns war, und wir andern uns in der Sache keinen Rath wußten. In Amerika wollten wir ihn dann für seine Mühe redlich lohnen.

Nahezu an dreiundzwanzigtausend Thaler hat er in seiner Tasche.“

Der Polizeilieutenant fiel fast auf den Rücken über so viel Vertrauensseligkeit oder richtiger Dummheit.

„Das geht wahrhaftig noch übers Bohnenlied! — Mann, Mann, waret ihr denn alle ganz und gar verrückt, daß ihr einem einzigen Manne euer ganzes Geld übergabt ohne Sicherheit und Unterpfand? War denn kein vernünftiger Mensch im Dorfe, der euch besser berathen hätte?“

„Meine Frau war von Anfang an dagegen,“ murmelte der Bauer wie betäubt. „Aber wir alle glaubten ihr nicht. — Und ich glaube es auch jetzt noch nicht,“ fuhr er plötzlich belebt in die Höhe. — „Peter Dhl war ein so rechtschaffener Mann. Er wird uns nicht betrügen. Nein, das kann er gar nicht. Er hat uns ja auch amtlich beglaubigte Scheine über den Empfang des Geldes ausgestellt und eingehändigt.“

Von neuer Hoffnung befeelt öffnete Martens seine Briestafche und holte des Schulzen Quittung über die ihm von Hans übergebene Kauffsumme des Martensgutes hervor.

Mit einem Blicke überflog der Beamte den Schein, dann gab er ihn geringschätzend zurück.

„Wenn der Aussteller davon verschwunden ist, dann ist dieser Wisch nicht einen Sechser werth. Doch hebt ihn nur immerhin gut auf. Noch ist ja die Möglichkeit nicht geschwunden, daß wir euren Freund auffinden. — Vielleicht ist er gar nur erkrankt und liegt irgendwo in einer Herberge. — Es würde mich herzlich freuen, wenn ich eurem Freunde Unrecht gethan hätte. — So, und nun geht einstweilen ruhig in euren Gasthof und überlaßt mir die ganze Sache. — Morgen früh hoffe ich euch die ersten Nachrichten übermitteln zu können. Bis dahin schweigt über meinen Verdacht zu eurer Gesellschaft.“

Mit schwerem Herzen verabschiedete sich der Bauer von dem freundlichen Beamten. Denn trotzdem er mit aller Macht dagegen kämpfte, konnte er selber nun die schlimme Ahnung nicht mehr loswerden, daß er sich dennoch vielleicht in Ohl getäuscht habe.

Aber nein, nein, selbst in seinen Gedanken wollte er den Freund nicht beleidigen. So schlecht

konnte Peter nicht sein, er, der rechtschaffne Mann, dessen Wahlspruch war: Thue Recht und scheue niemand!

Die kluge Bäuerin jedoch dachte über diesen Punkt anders wie ihr Mann.

„Die bloße bürgerliche Rechtschaffenheit hat noch keinen in der Stunde der Versuchung vor dem Falle bewahrt,“ sagte sie traurig, als ihr Martens Abends im Vertrauen des Beamten Befürchtungen und seine eignen Zweifel offenbarte.

„Wenn mich nicht ein anderer hielte und mit seiner Kraft stärkte, so würde ich auf meine eigne Tugend und Bravheit nicht einen Dreier geben. Auch der beste Mensch ist nur ein schwaches Geschöpf und, auf sich selber angewiesen, verloren. — Ich habe es bei Ohl stets für den größten Fehler geachtet, daß er so viel von sich und so wenig von Gott hielt.

Ich fürchte sehr, die Sache wird ihre Richtigkeit haben, und wir alle sind betrogen. — Ohl ist ein — —“

Der Bauer fuhr verzweifelt in die Höhe.

„Still, still, Gottliebe. Es kann und darf nicht wahr sein!“

„Und wenn es dennoch der Fall wäre?“ entgegnete die Bäuerin ernst. „Hans, lieber Mann, ich habe so meine eignen Gedanken über



diese Geschichte. Daheim sind wir unserem Herrgott eigenwillig aus seiner Kreuzeschule entlaufen. Wer weiß, ob er uns nun nicht hier in eine noch viel, viel härtere nimmt.“

Der Bauer starrte wie geschlagen zu Boden. Er konnte sich der Wahrheit in den Worten seiner Frau nicht entziehen, und er wunderte sich nur, daß Gottliebe nun nicht ihm, der doch auch sein gehörig Theil Schuld an dem zu erwartenden Unglück trug, die größten Vorwürfe machte.

Aber dergleichen fiel der frommen, liebenden Seele garnicht ein, sah sie doch, daß ihr armer Hans schon ohnedies genug litt; und bewahrheitete sich wirklich die schreckliche Vermuthung, so wurde seine Last jedenfalls noch schwerer.

Die anderen Mitglieder der Auswanderergesellschaft waren inzwischen auf Peter Dhl etwas ungehalten geworden, denn das ihnen zur Verfügung gestellte Geld ging zu Ende, und sie ärgerten sich, daß der Schulze immer noch nichts von sich hören und sehen ließ. Ihm wäre es jedenfalls eine Kleinigkeit gewesen, sie im Auswanderungsbüreau ausfindig zu machen, während ihnen natürlich die Ausforschung seines Aufenthalts viel schwerer wurde.

Als Hans Martens unverrichteter Sache von dem Polizeiamt zurückkam, schimpften einige

von ihnen ganz laut, aber keinem fiel es ein, auch nur im entferntesten daran zu denken, daß ihnen möglicher Weise noch eine ganz andere Aufregung bevorstand als dieser kleine Merger.

Zwischen Furcht und Hoffnung schwebend erwartete Martens den nächsten Morgen.

Geschlafen hatten er und sein treues Weib in dieser Nacht fast garnicht. Dafür aber hatten beide ihre Herzen und Hände zum Herrn erhoben, und ruhiger, als sie es selbst für möglich hielt, sah wenigstens Frau Gottliebe der Entscheidung entgegen.

„Wie Gott mich führt, so will ich gehen,“ flüsterte sie andächtig, und in diesen Worten finden wir den Grund ihrer demüthigen Ergebung.

Der Bauer hatte auch herzlich und aufrichtig gebetet, aber er dachte vor allem: „So etwas kann unser Herrgott ja garnicht zulassen. Wenn der Peter Dhl so ein Schurke wäre, dann müßte man ja geradezu an Gott und Menschen verzweifeln!“

Aber der Herr in seiner weisen und unerforschlichen Absicht theilte durchaus nicht die Meinung unseres armen Freundes.

Hans Martens hatte den bitteren Kelch nur eben mit den Lippen berührt, und er sollte ihn doch bis auf die Hefe austrinken.

Frau Gottliebe hatte recht gehabt: Dem

kleinen Kreuz waren sie in der Heimath entlaufen, um unter einem hundertmal schwereren in der Fremde fast zu unterliegen.

Unterdessen verging der Vormittag, ohne den ersuchten Peter Dhl oder sonst eine Nachricht von ihm zu bringen.

Erst spät am Nachmittage erschien ein Bote vom Polizeiamt und beschied den gegenwärtigen Führer der Auswanderer auf das Bureau.

Mit bebenden Knieen machte sich der Bauer auf den Weg. Er hatte plötzlich alle Hoffnung verloren, ja, er wußte ganz genau, daß er auf dem Amte eine Hiobsbotschaft empfangen würde.

Kurz ehe der Polizist gekommen war, ihn zu holen, kam es mit einem Mal wie eine Offenbarung über ihn. Das sogenannte zweite Gesicht, das in seiner Heimath in vielen Familien erblich war, hatte ganz unerwartet auch ihn heimgesucht.

Als er, nach Nachricht ausschauend, erwartungsvoll am Fenster der Gaststube stand, verwandelte sich plötzlich die vor ihm liegende Straße in ein weites, wogendes Meer. Mit vollen Segeln durchschnitt ein großes Schiff die grünen Fluthen, und auf ihm, ganz vorn am Bugspriet, dem entsetzten Beschauer das in triumphirender Schadenfreude glänzende Antlitz zugekehrt, stand Peter Dhl!

„Schulze, Schuft! Halt, halt!“ schrie der entsetzte Mann und streckte drohend die Arme aus. Doch seine Hände stießen nur an kaltes Glas, und im selben Augenblick war auch das Gesicht verschwunden.

Von den andern Auswanderern war bei dieser Erscheinung des Bauern niemand anwesend gewesen. Nur der Wirth stand schläfrig am Schänktische und sagte nun verwundert:

„Min olle Jung, du träumst wohl am lichten Tage? Oder hast du etwa gar zu tief ins Glas gecußt?“

Martens war vorläufig zu keiner Antwort fähig. Das soeben Gesehene hatte ihn ganz und gar überwältigt. An der Wahrheit der Erscheinung zweifelte er keinen Augenblick. Er hatte es in seiner Heimath oft genug erfahren, wie sich solche Gesichte verwirklichten. Jedesmal, ehe einer von seinen Söhnen auf dem Felde der Ehre blieb, hatte seine nun verstorbene Mutter es deutlich vorher gesehen.

An demselben Tage, an dem sein jüngster und letzter Knabe, sein Fritz, auf den Höhen von Montmartre fiel (am 30. März 1814), sah die fromme und ehrwürdige Greisin am helllichten Mittag plötzlich das ganze Schlachtfeld vor sich. Noch wogte der Kampf hin und her, der geliebte

Enkel aber lag bereits, von einer Kugel durchbohrt, bleich und still an der Erde.

Als die Alte das traurige Gesicht alsbald den Kindern erzählte, erhob sich auf dem Martensgute großes Wehklagen, und alles legte Trauer an. Keinem fiel es ein, an dieser auf so sonderbare Weise zu ihnen gelangten Todesbotschaft des Haussohnes zu zweifeln.

Sie hatten sich nicht getäuscht. Nach wenigen Monden kam die amtliche Nachricht, daß Friedrich Martens in eben derselben Stunde, wo seine Ahne das Gesicht gehabt hatte, am Montmartre gefallen sei.

Auch jetzt glaubte Hans Martens auf der Stelle an dieses überirdische Zeichen und gab jede Hoffnung an die Auffindung Ohls in H. auf.

Als er seine Erscheinung gleich darauf Frau Gottliebe erzählte, war diese kaum noch sehr erschrocken darüber. Sie hatte im stillen eigentlich garnichts anderes erwartet.

„Meine Ahnung!“ sagte sie nur leise und faltete ergeben die Hände. Was aus ihnen und den anderen Auswanderern nun werden sollte, daran mochte sie vorläufig freilich nicht denken.

„Herr, erbarme dich unser!“ flüsterte sie traurig.

Unterdessen war der Bauer von dem Polizeiz-

diener auf das Amt gefordert worden, und folgte nun wie im Traume seinem Führer. Er mußte immerfort daran denken, was für eine Hiobspost er heimtragen würde, und er konnte sich die Verzweiflung und Wuth der betrogenen Mitgenossen lebhaft vorstellen.

Als der bekümmerte Mann endlich vor dem freundlichen Beamten stand, faßte diesen herzliches Mitleid, denn er hatte dem Auswanderer wirklich nichts Gutes zu verkündigen.

„Setzen Sie sich, lieber Freund,“ begann er endlich, und man merkte dabei, wie ihm die Mittheilung schwer fiel. „Zu meinem großen Bedauern kann ich Ihnen die erwünschte Nachricht über Ihren Führer, den gewesenen Schulzen Peter Dhl, nicht geben. In keinem Krankenhause ist dieser Mann zu finden, in keinem Bureau gemeldet. Auch in den Gasthäusern und Auswandererherbergen weiß niemand, auf den Ihre Beschreibung paßt. Dagegen ist am Tage vor der Abfahrt der „Madine“ ein Fremder mit einem halbwüchsigem Burschen, der sehr wohl der genannte taubstumme Begleiter Peter Dhls gewesen sein dürfte, vorübergehend am Hafen gesehen worden.

In der Schiffsliste des Eigenthümers der „Madine“ jedoch stehen beide nicht verzeichnet.

Ein anderes Schiff aber ist seitdem nicht nach Amerika abgegangen.

Dabei ist aber durchaus die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß der Verschwundene in irgend einer Verkleidung und mit falschen Papieren versehen Deutschland verlassen hat.

Dergleichen kommt, trotz aller Gegenmaßregeln unsrerseits, unzählig oft vor, und ich zweifle keinen Augenblick daran, daß Ihr Freund der Versuchung unterlegen ist und mit dem ihm so sorglos anvertrauten Gelde das Weite gesucht hat."

"Ich zweifle auch nicht mehr daran," nickte Martens tonlos. "Ich weiß es sogar ganz genau, daß Peter Dhl an uns zum Schurken geworden ist, sah ich ihn doch selber davonsegeln."

Verblüfft blickte der Beamte den Bauer an. War der arme Kerl vor Schreck übergeschnappt?

"Sie haben ihn selber gesehen? Aber das ist ja ganz unmöglich!" rief er fast ängstlich. — "Ihr seid erst zwei Tage hier, und die Madine ist bereits vor einer Woche abgefahren!"

"Ganz richtig," bestätigte Martens traurig. "Ich sah das Schiff auch nicht aus dem Hafen auslaufen, sondern erblickte es bereits auf hoher See. Es war eine Art Erscheinung, das „zweite Gesicht," wie wir es nennen, aber es täuscht

uns nie! Hundert Beweise könnte ich Ihnen erzählen!

Sie brauchen nun auch nicht länger nach Dhl forschen zu lassen. Es ist doch alles vergebens; und das, was ich gesehen habe, gilt uns Osthheimern mehr als alle andern Bestätigungen.“

Halb ungläubig, halb interessirt blickte der Polizeileutnant auf sein Gegenüber.

„Was Sie da eben sagten, erregt meine ganze Aufmerksamkeit. Ich hörte wohl schon von dem zweiten Gesichte reden, aber ich hielt es bisher immer für eine Sinnentäuschung. Ich bin daher sehr neugierig, ob sich Ihre Erscheinung bewahrheiten wird, oder ob meine fortgesetzten Nachforschungen ein anderes Ergebnis über den Verbleib des Verschwundenen liefern werden.

Auf meine amtliche Thätigkeit jedoch darf Ihre auf so wunderbare Weise gewonnene Ueberzeugung natürlich keinen Einfluß haben. Ich werde die diesbezüglichen Nachforschungen noch eifriger als vorher betreiben und vor allen Dingen eine Belohnung für jede Nachricht über Peter Dhl aussetzen. Es kann ja an dem Manne möglicherweise auch ein Verbrechen begangen worden sein.“

Der Bauer schüttelte trübe den Kopf.



„Geben Sie sich nur keine Mühe weiter, lieber Herr. So gewiß als ich hier vor Ihnen stehe, so gewiß ist alles umsonst. Das zweite Gesicht hat uns noch nicht betrogen.“

„Mag sein,“ entgegnete der Beamte ernst. „Aber für uns gilt dies nicht als Beweis. Ich bin verpflichtet, die Nachforschungen so lange fortzusetzen, bis wir ein greifbares Resultat oder wenigstens die Ueberzeugung, daß nichts mehr zu machen ist, gewinnen.“

Sie aber haben jetzt die schwere Aufgabe, Ihren ahnungslosen Landsleuten Mittheilung von dem allen zu machen.“

Dem Bauer, der sich bis dahin zu des Beamten heimlicher Verwunderung ziemlich ruhig verhalten hatte, trat plötzlich der Angstschweiß auf die Stirn.

„Das wird fürchterlich werden!“ stöhnte er verzweifelt. — „Das ist das Aergste! Zwölf Familien in Noth und Elend gestoßen! Und mir werden sie einen Theil der Schuld aufladen, denn ich war es ja, der dem Schulzen in K. rieth, er solle immer voraus reisen und alles besorgen.“

Ach, mein Gott, wie wird das enden. Ich glaube gewiß, es geht mir an Kopf und Kragen.“

„Nun, nun, so schlimm wird es nicht werden,“ tröstete der Beamte mitleidig.

„Verzweifelte Menschen sind zu allem fähig,“ sagte Martens finster. „Der Bauer ist im ganzen und großen langsam zum Born. Ist er aber erst einmal aufs äußerste gereizt, dann kennt er keine Grenzen.“

„So werde ich Ihnen einen Polizeidiener zur Unterstützung mitgeben,“ rief der Leutnant nach kurzem Besinnen, „oder noch besser: ich gehe selber mit. Da kann ich mit den Leuten ein Wort zum Guten reden und ihnen zugleich klar machen, daß noch nicht alle Hoffnung verloren ist.“

Erleichtert athmete Martens auf.

„Ich danke Ihnen von Herzen. Gott gebe, daß alles erträglich abläuft!“

Eine Viertelstunde später standen die beiden Männer vor den Auswanderern.

Mit klaren Worten hatte ihnen der Beamte soeben auseinandergesetzt, um was es sich handelte, und zum Schluß fügte Martens die Erzählung seiner Erscheinung bei.

Als beide bewegt schwiegen, herrschte zuerst Todtenstille in dem weiten Raum. Es war, als ob die Zuhörer vor Entsetzen plötzlich erstarrt wären. — Mit schneebleichen Gesichtern und glanzlosen Augen stierten sie auf die Unglücksboten.

Der Schulze fort! Verschwunden mit all ihrem Gelde! War es denn möglich? Konnte Gott so etwas zulassen?

„Betrogen! Betrogen!“ schrie plötzlich in größter Verzweiflung ein alter Mann, und nun brach ein Sturm los, der jeder Beschreibung spottete.

Berwünschungen und Flüche der einen mischten sich auf schreckliche Weise mit dem lauten Schreien und Klagen der anderen. Drohend geballte Fäuste hoben sich, und furchtbare Worte der Verzweiflung entströmten aller Munde.

Entsetzt trat der Beamte zurück. Martens hatte nicht übertrieben. Der Zorn und die Verzweiflung der Bauern war grauenvoll.

Umsonst versuchte der Leutnant endlich der empörten Menge klar zu machen, daß ja noch nicht alles verloren sei, und daß man alles anbieten würde, ihnen zu ihrem Rechte zu verhelfen. Der feste Glaube an das zweite Gesicht ließ keinerlei Hoffnung mehr aufkommen.

„Ohl! Schurke! Verräther! Dieb! Herzloser Bösewicht!“ schrie und jammerte es durcheinander, und dann wandte sich der Unwille plötzlich gegen Martens.

„Du bist Schuld daran. Du hast ihn ja erst auf den Gedanken gebracht, vorauszureisen,“

riefen sie drohend. „Wären wir alle zusammengeblieben, so konnte das Unglück nicht vorkommen. Erst als er allein war, hat er jedenfalls den schändlichen Vorfaß gefaßt!“

„Fluch über dich! Du bist die Ursache unseres Verderbens!“

So schwirrten die verzweifelten Reden der Unglücklichen noch geraume Zeit durcheinander und gegen Hans.

Der lehnte inzwischen, mehr todt wie lebendig, an der Wand und suchte vergeblich zu Worte zu kommen. Er sah nur mit trüben Blicken zu seinem Weibe hinüber, das mit gefalteten Händen und zuckenden Lippen jenseits der Menge stand und sich umsonst bemühte, an des Gatten Seite zu gelangen.

Der Beamte machte endlich der traurigen Scene ein Ende.

So herzlich leid ihm die Betrogenen auch thaten, hier mußte mit Ernst eingeschritten werden.

„Ruhe! Im Namen des Gesetzes!“ rief er mit dröhnender Stimme.

Wie auf einen Zauberschlag verstummte plötzlich der entsetzliche Lärm.

Die Männer alle wußten, was sie dem Vertreter der Staatsgewalt schuldig waren, und

nur das leise Weinen der Frauen und Kinder hörte man noch hie und da.



#### 4. Kapitel.

##### Im Glend.

„Hört mich, ihr Armen,“ begann nun der Polizeileutnant freundlichen Tones. „Noch ist nicht alle Hoffnung verloren! Soviel Umstände auch dafür sprechen mögen, daß euer Anführer an euch zum Schurken geworden ist, so haben wir doch noch keine handgreiflichen Beweise dafür.“

Die angebliche Erscheinung eures Genossen, das sogenannte „zweite Gesicht,“ kann und darf nicht ausschlaggebend sein. Ich werde vielmehr doppelte Kräfte aufbieten, um Licht in die dunkle Sache zu bringen.

Sollte sich aber dennoch eure Befürchtung bewahrheiten, so gebe ich euch zu bedenken, daß der Bauer Martens nicht mehr Schuld daran trägt als ihr alle.

Es war euer freier, ungezwungener Wille auszuwandern, und ebenso freiwillig, wenn auch sehr thörichter Weise, habt ihr dem Dhl euer Geld anvertraut.

Daß bei dem erzwungenen Aufenthalt in K. gerade Martens es war, der dem Schulzen zur Vorausreise rieth, kommt kaum in Betracht und kann dem harmlosen Manne am wenigsten als Mitschuld angerechnet werden.

Hat Peter Dhl wirklich die That begangen, die ihr fürchtet, so hat er diesen Schurkenstreich auch schon längst vorbereitet gehabt.

Gesektenfalls auch, ihr wäret noch zusammen mit ihm bis H. gefahren, so hätte er hier, trotz eurer Begleitung, hundert Mittel und Wege gefunden, euch zu betrügen.

Bei der von euch bewiesenen Harmlosigkeit, Vertrauensseligkeit und offen gesagt: Dummheit ist es ja einem so schlauen Fuchs, wie der Schulze nach euren Reden sein muß, eine Kleinigkeit, euch allen eine Nase zu drehen.

Also schiebt ja nicht auf Martens die Schuld, der kann für euer Unglück durchaus nicht mehr als jeder andre von euch.

Aber noch ist ja, wie gesagt, nicht alle Hoffnung verloren. Möglicher Weise ist Peter Dhl vielleicht gar, ehe er noch H. erreichte, unterwegs erkrankt. Ich werde nachher gleich die Stationen, die er berührt haben muß, benachrichtigen, und in etlichen Tagen erhaltet ihr dann hoffentlich günstigen Bescheid.

Bis dahin faßt euch in Geduld und vertraut auf Gott.“

„Und wovon leben wir bis dahin?“ rief verzweifelten Tones ein alter Mann. „Wir sind zweiundfünfzig Personen, und unser Geld ist alle!“

Von neuem erhob sich heftiges Weinen und Klagen unter den Unglücklichen.

Erschüttert blickte der Beamte auf die bedauernswerthe Schaar. Seit langem hatte er solch Elend nicht mehr gesehen! Was sollte er thun? Womit konnte er trösten?

„Ihr thut mir von Herzen leid,“ begann er endlich, „und was in meinen Kräften steht, soll geschehen. Ich werde vorläufig mit dem Wirthe sprechen, daß er euch Frist giebt, bis endgiltiger Bescheid kommt.“

„Und wenn dieser, wie wir garnicht anders erwarten, ungünstig ausfällt, wer deckt dann die Schulden und entschädigt den Mann? Bezahlt muß ja doch einmal werden. Mein Gott, mein Gott! Was soll dann überhaupt aus uns werden?“ fragte der Alte tonlos und vergrub zitternd das Gesicht in den welken Händen.

Dem menschenfreundlichen Beamten wurden die Augen feucht.

Welches Elend durch eines einzigen Mannes Schuld! Und die gegenwärtige Noth war noch nicht einmal das schlimmste.

Was sollte aus den Aermsten werden, wenn Peter Dhl wirklich die Unthat verübt hatte, und die zweiundfünfzig Menschen nun gänzlich hilf- und mittellos in der fremden Stadt saßen?

In die Heimath konnten sie nicht zurück. Dort war kein Platz mehr für sie. Was aber sollten sie hier beginnen? Es war keine Kleinigkeit, für so viel Personen gleich Arbeit und Unterhalt zu schaffen. Außerdem waren sie mit der Art und Weise der Bewohner H.'s gänzlich unbekannt, und es fiel gewiß sehr schwer, für sie alle einen nur einigermaßen passenden Platz zu finden.

Bedrückt und rathlos sah der Beamte auf die jammernde Schaar. Er selber hatte ja durchaus nicht die Verpflichtung, für die Unglücklichen zu sorgen, aber sein Christenherz ließ ihm keine Ruhe, wenigstens soviel, wie in seinen Kräften stand, für die Bekümmerten zu thun.

Wiederholentlich griff er zur Börse, aber jedesmal zog er die Hand wieder zurück. Was konnten die wenigen Groschen, die er zu bieten hatte, den Auswanderern nützen? Und vor allem, noch waren die Leute keine Bettler. Sie sahen ohne Ausnahme ordentlich und tüchtig aus, und



ihr ganzes Auftreten bewies deutlich, daß sie in ihrer Heimath nicht zu dem Lumpengesindel gehört hatten.

„Ich kann euch nicht helfen. Ihr müßt euch vorläufig in Geduld fassen,“ sagte er endlich noch einmal, und ging dann hinaus, um, wie er versprochen hatte, mit dem Wirth zu reden.

Zu seinem eignen Staunen zeigte sich dieser auf der Stelle bereit, den Fremden den gewünschten Ausstand zu geben.

„Wenn alle Stränge reißen, halte ich mich an das Gepäck der Leute,“ erklärte aber der schlaue Herbergsbesitzer alsbald. „Sie haben ja Bagage die helle Menge, und das alles neue und gute Sachen.“

„Nun, hoffentlich kommt es nicht so weit,“ entgegnete der Beamte ernst und ging davon. Im stillen jedoch hatte er mit einem Mal auch nicht mehr viel Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang der ganzen Sache. Der feste Glaube der Auswanderer an die Erfüllung des von Martens gesehenen Gesichtes hatte wider Willen auch ihn angesteckt, und trotzdem er die Nachforschungen, seiner Pflicht gemäß, mit rastlosem Eifer fortsetzte, peinigte ihn dabei das Gefühl der Erfolglosigkeit seiner Bemühungen.

Seinem Versprechen gemäß schrieb er zuerst an die Aemter jener Städte, die Dhl auf seiner Reise von K. nach H. berührt haben mußte. — Ehe die Antwort erfolgen konnte, vergingen natürlich einige Tage, denn damals vermittelte noch nicht der elektrische Draht solche Botschaften in wenigen Minuten von Ort zu Ort.

Reichlich 24 Stunden vergingen, ehe die Briefe überhaupt hinkamen, zum mindesten ebenso lange dauerte dort die Untersuchung. Kurz, fünf bis sechs Tage schwanden allein darüber.

Unterdessen saßen die Auswanderer theils in dumpfer Ergebenheit, theils murrend und klagend in der Herberge, und die bange Frage, „was soll nun aus uns werden?“ bewegte auch die Herzen der Gefäßtesten.

Zum Glück für unsern Freund Martens hatte die Rede des Polizeibeamten doch so viel Eindruck auf die andern gemacht, daß sie den unglücklichen Mann nicht fernerhin mit Vorwürfen peinigten und ihm seine Schuld vorhielten.

Und das war wahrlich auch nicht nöthig.

Der arme Bauer war so schon geschlagen genug, und umsonst versuchte Frau Gottliebe ihn mit kräftigem Trost aufzurichten. Unablässig machte er sich Vorwürfe, daß er die Seinen ins Unglück gestürzt habe, und die Bäuerin hatte

alle Bange, daß er darüber in Schwermuth verfallen könnte.

Nachdem man zwei Tage in Unthätigkeit und Erwartung hingebracht hatte, sagte sie entschlossen:

„Ihr Nachbarn, das geht nicht so weiter, Müßiggang ist aller Laster Anfang. Bei solchem faulen Leben fühlen wir unsern Kummer doppelt und kommen auf unnütze Gedanken. Wir müssen unbedingt sehen, daß wir irgendwo Arbeit bekommen. Paßt auf, da wird uns wohler werden.“

Die Verständigeren unter den Auswanderern nickten einverstanden. So konnte die Sache nicht weiter gehen.

Etlichen von dem jungen Volk aber, denen die Tage, wo sie so frei gelebt und allerlei Amüsantes geschaut hatten, noch in den Gliedern steckten, wollte der Vorschlag nicht behagen.

„Arbeiten?“ murrten sie. „Wir hier sollen uns plagen, und der Schuft, der uns unser Geld abgenommen hat, schwelgt unterdeß von dem gewonnenen Raube! Das ist keine Gerechtigkeit.“

Erst wollen wir abwarten, wie alles kommt, dann ist es immer noch Zeit, sich zu schinden.“

Frau Gottliebe sah die Sprecher mit ernstestn Blicken an.

„Schämt euch, ihr Burschen, das sind thörichte und unchristliche Gedanken. Arbeit ist keine

Schinderei, sondern ein Segen Gottes, und wer weiß, ob ihr nicht herzlich dankbar sein werdet, wenn ihr welche erlangen könnt.

Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen, spricht der Apostel, und bei dieser Gelegenheit ist dieser Spruch am rechten Platze. Ich bin der festen Ueberzeugung, wenn wir unsere Schuldigkeit thun, wenn wir beten und arbeiten, wie uns geboten ist, wird uns Gott auch weiter helfen."

Die meisten nickten der resoluten Frau eifrig Beifall. Ein trotziger Bursche aber begann von neuem:

"Ihr habt klug reden. Bei euch ist die Sache ja überhaupt nicht so schlimm. Ihr seid vorsichtig gewesen. Ihr habt, ehe ihr dem Schulzen das Kaufgeld gabt, ein gehörig Sümmechen abgezogen. Damit läßt sich wohl was anfangen."

"Fünzig Thaler waren es," sagte Frau Gottliebe ruhig, und beschämt schlug der Vorlaute vor ihrem durchdringenden Blick die Augen nieder.

"Eigentlich brauchte ich dir ja über mein Thun und Lassen keine Rechenschaft zu geben, denn mit dem Meinen konnte ich nach Belieben schalten und walten. Da ich mich aber jetzt ganz als Glied dieser Gemeinschaft fühle, so sollst du auch wissen, wo dies Geld geblieben ist."

„Seid still, Frau Martens, redet kein Wort mehr zu dem unnützen Jungen,“ fiel hier plötzlich der Vater des fecken Sprechers der Bäuerin mit bewegter Stimme ins Wort.

„Das fehlte auch noch gerade, daß ihr euch vor solchem naseweisen Bengel verantwortet!

Du aber, Bursche, höre und schäme dich, denn du stehst vor der Wohlthäterin deiner Eltern. Als deine beiden Geschwister schwerkrank in X. darniederlagen, und wir keinen Groschen hatten, um Pflege, Arzt und Apotheker zu bezahlen, da opferte Frau Martens mit ihres Mannes Bewilligung den Nothgroschen, den sie für sich und ihr Ewele bei Seite gesteckt hatte. Fünfundzwanzig Thaler gab sie uns; mit den andern hat Marusch seine Kinder anständig begraben können.“

Der Bauer schwieg, und eine tiefe Stille entstand. Mit mehr oder weniger Bewunderung, zum Theil auch Beschämung blickten alle auf Frau Gottliebe.

„Ihr seid ein braves Weib, Frau Gevatterin,“ sagte ein alter Mann bewegt. Der vorlaute Bursche aber drehte in höchster Verlegenheit und Beschämung einen Knopf nach dem andern von seiner Weste.

Er hätte ums Leben gern der guten Frau eine Entschuldigung gesagt, aber er brachte kein Wort über die Lippen. Vorhin die Vorwürfe und Anschuldigung hatte er schnell genug gefunden, aber nun war ihm die Kehle wie zugeschnürt.

Gehst es nicht häufig im Leben so?

Unsere Nächsten und Liebsten zu beleidigen, ihnen lieblose Worte zu sagen, schämen wir uns nicht. Das Unrecht aber nachher wieder gut zu machen, durch herzliche Rede um Verzeihung zu bitten, wird uns blutsauer und geht gegen die Ehre!

Verkehrte Welt!

Als Jakob Dpitz immer noch in tödtlichster Verlegenheit seine Weste mißhandelte, gab ihm der Vater endlich unwillig einen tüchtigen Schlag auf die Finger.

„Dummer Bub', kannst nichts weiter, als deinen Sanker verschimpfiren? Gleich gehst zu der Frau Gevatterin und bittest ab. Hast ja sonst ein Mundwerk, das wie auf Rädern läuft.“

Jakob begann krampfhaft zu schlucken, aber ein Wort brachte er trotz alledem nicht heraus.

Da erbarmte sich die gutmüthige Bäuerin des Gestraften. Freundlich reichte sie ihm die Hand.

„Laß gut sein, Junge. Ich bin dir nicht böse. Und jetzt wirst du brav sein und mit den andern willig arbeiten.“

Der Bursche, der wie eine geknickte Lilie da stand, nickte stumm. Wäre die Veranlassung zu dieser Scene nicht so traurig gewesen, so hätte es wohl ein herzliches Gelächter gegeben, unter diesen Umständen jedoch verging allen die Lust zur Heiterkeit.

Sobald Frau Martens Gelegenheit fand, sprach sie ausführlich mit dem Wirth und bat ihn herzlich, ihnen zur Erlangung von Arbeit behülflich zu sein.

Der Herbergsbefitzer schüttelte bedenklich den Kopf.

„Das wird keine leichte Sache sein. Wir haben hier so schon Ueberfülle an Arbeitskräften, und ihr seid noch dazu in den hiesigen Verhältnissen fremd und unerfahren.“

Auf eurem Dorfe daheim habt ihr Ackerbau und Viehzucht betrieben. Damit ist es aber hier nichts. Hier heißt es Schiffsloadungen löschten, Kohlen, Steine und andere schwere Dinge schleppen, und das ist alles keine leichte Arbeit.“

„Einerlei, wenn es nur Arbeit ist,“ entgegnete Frau Gottliebe entschlossen. „Es darf so nicht weiter gehen. Der Müßiggang ruinirt uns. Für die schwächsten Frauen ließen sich vielleicht Flachs und Räder beschaffen, denn sie können alle trefflich spinnen.“

Der Wirth sann einen Augenblick nach.

„Ich will sehen, was sich thun läßt. Wenn ihr nur nicht gar so viel wäret, dann ginge es schon leichter, aber vierzig arbeitsfähige Leute auf einmal versorgen, ist keine Kleinigkeit.“

Er ging davon, und hoffnungsvoll sah die Bäuerin ihm nach. — Sie wußte nichts von dem sogenannten „Recht auf die Arbeit,“ von dem heutzutage soviel die Rede ist, aber sie glaubte zuversichtlich, daß Gott sie nicht verlassen würde. In innigem Gebet trug sie dem Herrn ihre Sorgen und Kummernisse vor, und schon am andern Morgen kam die erste Erhörung.

Für zwölf Männer war Beschäftigung am Hafen gefunden, und der Lohn dafür brachte einen nicht zu verachtenden Gewinn für die allgemeine Kasse. Als bald wurden die ersten, die antreten sollten, bestimmt, denn da vorläufig nur die Hälfte von ihnen untergebracht war, wollte man sich tageweise ablösen, damit jeder sein Theil an Arbeit und Unterhalt trage.

Die Frauen saßen unterdessen fleißig bei ihren Spinnrädern, und die größeren Kinder mußten die kleinen beaufsichtigen.

Der Polizeibeamte, der sich für die betrogenen Auswanderer herzlich interessirte, kam etliche Mal, um nach ihnen zu sehen. Als er merkte,



was Frau Gottliebe eingerichtet hatte, war er aufs angenehmste überrascht.

„So ist es recht, ihr Leute. Das lob ich mir,“ rief er anerkennend. „Arbeit macht das Leben süß. Setzt werdet ihr leichter über die Wartezeit wegkommen, und wer weiß, welcher Lohn euch dann blüht.“

Frau Martens schüttelte leise den Kopf.

„Wir wissen es besser, Herr Leutnant. Es ist alles verloren; aber was bleibt uns anderes übrig, als uns demüthig unter Gottes Hand zu beugen und die Folgen unserer Unvorsichtigkeit zu tragen?“

Bewegt drückte der Beamte die Hand der frommen Bäuerin.

„Ihr seid eine verständige Frau. Bleibt nur auch fernerhin bei solcher Ansicht.“

Es wurde den an Freiheit und Selbstständigkeit gewöhnten Ostheimern im Anfang furchtbar schwer, im Tagelohne zu arbeiten und sich vor allem dem Befehle Fremder fügen zu müssen.

Außerdem war auch die Arbeit selber von der daheim gewohnten durchaus verschieden. Wie leicht und vergnüglich erschien ihnen jetzt das gemächliche hinter dem Pfluge Hergehen gegen das schmutzige Kohlenschleppen und zu Boden drückende Steinetragen.

Manch einer, der in Ostheim geseufzt und gemurrt hatte, wünschte jetzt nichts sehnlicher, als wieder dort in den alten Verhältnissen zu sein.

Unserm Freunde Martens besonders fiel der Wechsel blutsauer. Er, der daheim den reichen Herrenbauer gespielt hatte und bis vor dem unglücklichen Kriege über eine stattliche Anzahl Knechte und Mägde verfügte, er mußte nun dem Augenwinke des rohen Hafenaufsehers folgen und durfte nicht mucksen, aus Furcht, die Stelle zu verlieren.

Tausendmal verwünschte er den Tag, der ihn auf den Gedanken der Auswanderung gebracht hatte. Was hätte er jetzt darum gegeben, wenn er, selbst unter den alten, widrigen Verhältnissen, wieder in Ostheim gewesen wäre. Wie gern hätte er nun auf dem Martensgut von früh bis spät gearbeitet und gewiß nicht mehr auf die schlechten Ernten gescholten. Nichts, nichts würde ihm jetzt zu viel und drückend sein, wenn er nur wieder der freie Bauer auf dem freien Hofe sein könnte.

Vorbei, alles vorbei!

Zu spät kamen Selbstanklagen und Vorwürfe. Daheim auf dem alten Vätererbe saß ein Fremder, und für den Sohn des Hauses und die Seinen war kein Platz mehr.

Aus tiefster Seele seufzend nahm der unglückliche Mann den schweren Kohlsack, den er einen Augenblick in Gedanken niedergesetzt hatte, wieder auf die Schultern und ging schleppenden Schrittes damit zum Lagerraume. Er war auch körperlich nicht der stärkste, und die ungewohnte Arbeit ging weit über die Kräfte des in der Mitte der fünfziger Jahre befindlichen Mannes.

Als er an diesem Abend in die Herberge kam, klagte er über Schüttelfrost und Benommenheit des Kopfes, und am nächsten Morgen lag er bewußtlos im heftigsten Fieber.

Der vom Wirth vorsichtshalber herbeigerufene Arzt stellte alsbald den Anfang eines Nervenfiebers fest und ordnete die schleunigste Ueberführung des Kranken nach dem städtischen Hospitale an.

So unglücklich die schwerkgeprüfte Bäuerin über diese Trennung von dem Gatten auch war, so konnte sie vernünftigerweise doch nichts dagegen einwenden. Die Rücksicht auf die anderen Auswanderer hieß alle persönlichen Gefühle schweigen. Freilich hätte auch der Wirth unter keinen Umständen den mit der ansteckenden Krankheit behafteten Bauer im Hause geduldet.

So befahl denn Frau Gottliebe ihren Liebsten

unter heißen Thränen der Obhut Gottes und blieb mit Eva allein in der Herberge zurück.

Auf ihr flehentliches Bitten hatte ihr der Arzt gestattet, am andern Morgen nach dem Kranken sehen zu dürfen. Aber um der Ansteckungsgefahr willen durfte sie nur gerade einen Blick auf den bewußtlosen und immerwährend irre redenden Gatten werfen.

„Es steht schlimm mit ihm,“ antwortete der Doktor auf ihre angstvolle Frage achselzuckend. „Doch brauchen wir deswegen die Hoffnung noch nicht aufzugeben. So lange ein Mensch lebt, ist auch noch Aussicht auf Besserung da. Beruhigt euch nur, gute Frau. Euer Mann ist hier wohlversorgt, und was in unsern Kräften steht, geschieht für ihn.“

Dankbar drückte Frau Gottliebe des freundlichen Mannes Hand.

„Gott lohne Ihnen Ihre Güte, Herr Doktor!“

Traurigen Herzens ging die schwergeprüfte Bäuerin in den Gasthof zurück. — Was sollte aus ihr und ihrem Kinde werden, wenn ihr Gatte in der fremden Stadt starb?

Doppeltes Kreuz drückte jetzt ihre Schultern, und einen Augenblick sah sie nichts als Nacht und Finsterniß vor sich.

Doch der barmherzige Gott hatte schon einen Trostengel für die bekümmerte Seele bestellt.

Als sie trüben Blickes nach dem Winkel schlich, in dem sie sich mit ihrem Töchterchen häuslich eingerichtet hatte, da kam ihr Eva freudig entgegengesprungen.

„Mutterle, wein' nicht. Unser guter Vater wird wieder gesund. Ich habe den lieben Heiland so sehr darum gebeten, und nun wird er es ganz gewiß thun. Denk nur immer an den Spruch:

„Und was ihr bitten werdet in meinem Namen, das will ich thun.“

Wie von einem schweren Alp befreit sah die Bäuerin in die Höhe. Das war das rechte Wort! „Wie konnte sie nur vergessen, an wen sie glaubte!“

Mit herzinnigem Dank nahm sie die liebliche Kleine in ihre Arme.

„O, Evele, das Wort hat dir Gott selber eingegeben. Ja, bete du nur immer weiter für deinen guten Vater, denn aus dem Munde der Unmündigen und Kinder will sich ja der Herr ein Lob zubereiten.“

Aus dem Kreise der anderen Auswanderer wurde der geprüften Frau herzliche Theilnahme entgegengebracht, und besonders die Familie

Marusch und Dpiz wetteiferten darin, ihr die Barmherzigkeit, die sie einst an ihnen gethan hatte, nach Kräften zu vergelten. Die Männer traten abwechselnd für den fehlenden Martens am Hafenplaz ein, und auf diese Weise entstand in der Kasse kein Fehlbetrag.

Frau Gottliebe that diese Freundschaft von Herzen wohl, und sie konnte sie in den schweren Tagen, die nun für sie begannen, gut brauchen.

Jedesmal wenn sie im Krankenhause gewesen war, brachte sie schlechtere Nachricht mit nach Hause, und zuletzt zuckte der Arzt nur noch mit den Achseln. Er wußte nicht mehr, was er sagen sollte. Seine Macht war zu Ende. Der Bauer lag in den heftigsten Phantasieen, und der Wärter, der stets um ihn sein mußte, konnte ihn kaum bändigen. Alles was er in der letzten Zeit erlebt hatte, beschäftigte den irren Geist in der schrecklichsten Weise, und Verwünschungen gegen den betrügerischen Dhl wechselten mit Selbstanklagen gegen seine eigene Leichtgläubigkeit und Dummheit.

Die sonst so starke Bäuerin war oft dem Verzagen nahe, wenn sie diesen Jammer durch die Thürspalte des Krankenzimmers hören mußte und doch nicht helfen konnte, und nur der feste Glaube an Gottes Verheißungen und ihres Kindes Worte hielten sie aufrecht.

Unterdessen war endlich gerade nach der doppelten Zeit, die man vorher angenommen hatte, die Antwort aus den Stationen, die Ohl auf seiner Reise von K. nach H. berührt haben mußte, eingetroffen, und damit zugleich eine neue Bestätigung des schweren Verdachts.

In den meisten der genannten Städte war eine solche Persönlichkeit, wie sie der Polizeileutenant nach Martens Angabe genau beschrieben hatte, mit einem halbwüchsigen Jüngling gesehen worden. Ob der Begleiter taubstumm war, wußte man nicht, da man nicht darauf geachtet hatte.

Nur aus der letzten größeren Station vor H. kam ausführlichere Nachricht. — Dort war in einem Trödelladen ein Mann mit einem Burschen erschienen und hatte vollständige Frauenkleidung verlangt, angeblich für sein „Weib und seine Tochter,“ die mit ihm und „seinem Sohne“ in gleicher Größe sei. Der Trödler hielt daraufhin dem Jüngling mit scherzhaften Reden einen Frauenrock über und setzte ihm einen dazu passenden Hut auf. Der ältere Mann begann wiehernd zu lachen und sagte etwas von einem „Kapital Spaß.“ Der jüngere dagegen schleuderte dem anderen nur einen wüthenden Blick zu und machte mit der Hand drohende Zeichen.

Darüber wurde der Käufer sichtlich verlegen

und erwiderte auf die verwunderte Frage des Kaufmanns wie entschuldigend:

„Der arme Kerl ist im Oberstübchen nicht ganz richtig und kann mit der Sprache nur schwer fort.“

Der Polizeibeamte zweifelte keinen Augenblick, daß es sich hier um den verschwundenen Schulzen Peter Dhl und seinen taubstummen Neffen handelte.

Auf der Stelle setzte er sich nun hin und benachrichtigte die Polizeiamter in den bekannten Hafenstädten Amerikas. Aber selbst mit dem schnellsten Postschiff konnte die Botschaft immerhin erst nach dem Ausreißer selber drüben ankommen, denn der betrügerische Schulze hatte inzwischen einen fast vierwöchentlichen Vorsprung gewonnen.

Mit sehr wenig Hoffnung auf Erfolg beförderte der Lieutenant darum auch die Schreiben, und dann ging er hin und verkündete den Auswanderern das Resultat seiner Bemühungen.

Trotzdem die Betrogenen längst nichts mehr gehofft hatten und von der Wirklichkeit ihres Verlustes fest überzeugt waren, erschütterte sie die Bestätigung ihres Unglücks aufs neue.

Wieder gelten dem verrätherischen Diebe Flüche und Verwünschungen nach, und niemand



glaubte daran, als der Beamte tröstend erwähnte, daß man den Verbrecher in Amerika möglicher Weise noch ergreifen und seines Raubes entledigen könne.

„Noch ist die Hoffnung keineswegs verloren,“ schloß der Lieutenant freundlich, — „aber freilich, Geduld müßt ihr abermals haben. Unter sechs bis acht Wochen kann keine Antwort da sein.“

Schmerzliches Seufzen und Klagen folgte der Rede des wackeren Mannes.

„Und wenn wir noch ein Jahr warten und harren, es ist doch vergebens. Unser Geld ist und bleibt verloren, und weder Gott noch Menschen können es uns wieder schaffen.“

„Still, ihr Freunde, verfühndigt euch nicht,“ rief da Frau Martens ernst. „Wenn es unseres Gottes Wille ist, kann er uns das Verlorene zu jeder Stunde wiedergeben und hat keinen Mangel an Werkzeugen und Boten dazu. Setzt aber sollen und müssen wir uns unter seine gewaltige Hand beugen und demuthsvoll harren, bis seine Zeit gekommen ist.“

Der Beamte nickte der tapferen Frau bewegt zu.

„Ihr habt recht. So muß man diese Sache auffassen. Mit solcher Gesinnung wird euch euer Unglück halb so schwer zu tragen sein.“

Als der Polizeilieutenant gegangen, herrschte dumpfes Schweigen unter den Auswanderern. Ein jeder hing seinen trüben Gedanken nach und quälte sich ab, einen Ausweg aus diesem Elend zu finden. — Daß man die sechs bis acht Wochen bis zur letzten Entscheidung nicht in der Herberge bleiben könne, war allen klar, aber wo würde man nun gleich passende Wohnungen für zwölf Familien finden?

„Wir wollen den freundlichen Beamten bitten, unserer Unwissenheit etwas zu Hilfe zu kommen,“ sagte Frau Martens endlich nach längerem Sinnen, und der Vorschlag fand allgemeinen Beifall.

Zwei Männer machten sich alsbald auf den Weg und trugen dem menschenfreundlichen Lieutenant ihr Anliegen vor. Der nickte am Schluß ihrer Rede theilnehmend und rief dann einen Bureau-Diener, dem er die Weisung gab, die Fremden auf ihrer Suche nach einer Unterkunft zu begleiten und zu unterstützen.

Mit herzlichem Danke gingen die Ostheimer davon, und durch die Vermittlung ihres Führers gelang es ihnen auch, etliche ihren Mitteln entsprechende Wohnungen zu finden.

Im feinsten Viertel lagen sie freilich nicht, und die an freien Raum und frische Luft gewöhnten Bauern erschrafen zuerst nicht wenig,

als sie diese engen, dumpfigen Gassen und die noch unfreundlicheren Zimmer betraten.

„Hier sollen wir in Zukunft unser Leben verbringen?“ seufzten sie trübe. — „Ach Gott, dagegen wohnten wir ja daheim herrlich und in Freuden. Was werden unsere Frauen sagen, wenn sie diese dunklen Löcher erblicken?“

„Es hilft nichts, sie müssen sich fügen,“ sagte ein alter Mann. „Schließlich können wir ja noch Gott danken, daß wir Arbeit und Unterkunft gefunden haben.“

Ja, die an geräumige und helle Stuben, an großen Hof und Garten gewöhnten Bäuerinnen waren im ersten Augenblicke verblüfft und entsetzt, als sie diese muffigen, engen Zimmer betraten.

„Wären wir doch daheim geblieben!“ war der Gedanke einer jeden. „Das kommt davon, wenn man nicht mit dem zufrieden ist, was man hat.“

„Jetzt kommt diese Erkenntniß leider zu spät,“ sagte Frau Martens ernst. „Laßt uns lieber unsere Thorheit dadurch gut machen, daß wir jetzt ohne Murren unser Kreuz tragen und nach Kräften unsere Schuldigkeit thun.“

Wenn wir Fenster, Thüren und Dielen ordentlich abschauern, die Wände und Decken fegen, und dann tüchtig lüften, wird es ja er-

träglich werden. Mit der Einrichtung steht es vorläufig freilich schlimm, und wir werden wohl die ersten Wochen auf dem Fußboden kampiren müssen.

Und nun frisch ans Werk, damit wir morgen früh einziehen können.“

Der Muth und die Entschlossenheit der braven Frau wirkte ansteckend auf die andern. Eine jede Bäuerin nahm sich ihre Wohnung vor, und mit Hilfe der neugierig herbeigeeilten Nachbarn der neuen Miether war bald alles nöthige Scheuerzeug vorhanden.

Nach stundenlanger Arbeit war das Werk gethan, und nun sahen die vordem so schmutzigen Stuben allerdings etwas besser aus. Allzu behaglich konnten sie allerdings nicht werden, denn schon ihre Lage an den häßlichen Fleeten ließ das Gefühl eines behaglichen Wohlseins in ihren vier Wänden nicht aufkommen.

Am nächsten Tage ging richtig der geplante Umzug vor sich. — Der Herbergswirth aber, der sich schon auf die guten Sachen seiner Gäste gefreut hatte, sah sich in dieser Hoffnung betrogen. Durch den angestregten Fleiß der letzten Wochen war es den Auswanderern gelungen, ihre Schuld bei ihm zu decken. Als freie, ehrliche Leute zogen sie davon.

Kurz vorher jedoch wurde ihnen noch eine freudige Ueberraschung zu Theil. Der Polizeilieutenant erschien ganz unerwartet und händigte jedem Familienvater zehn Thaler „zur ersten Einrichtung“ ein.

Mitleidige Seelen hatten auf des wackeren Mannes herzbewegliche Erzählung von den betrogenen Auswanderern in aller Stille 120 Thaler zusammengeschoffen.

Wer beschreibt die Freude und den heißen Dank der Armen! Nun brauchten sie doch nicht in die kahlen vier Wände zu ziehen. Wenn sie zu einem Altwaarenhändler gingen, langten die zehn Thaler ganz gut zu etlichen Stühlen, einem Tisch, einem Schranke, der einfachen Bettstatt und den Strohsäcken. Wollene Decken und leinene Tücher hatten sie unter ihrem Gepäcke zur Genüge.

Mit einem Gefühle herzinniger Befriedigung verließ der Beamte die dankbare Schaar, und diese zog nun in alle vier Winde, um die nöthigsten Einkäufe zu besorgen.

Mit einem brünstigen: Gott segne unsern Eingang! betrat Frau Gottliebe mit Eva die Schwelle ihrer neuen Wohnung, die sie sich, so gut es ging, eingerichtet hatte. Ewele freilich schauerte beim ersten Tritt in die dunklen Gassen und noch dunkleren Zimmer erschreckt zurück.

„Hu, Mutterle, hier ist es aber häßlich. Sag, müssen wir denn immer hier bleiben? Ach, hier wird es dem Vater garnicht gefallen, wenn er wieder kommt. Da war es doch daheim tausend-, tausendmal schöner. Ach, warum sind wir bloß weggegangen?“

Die Bäuerin seufzte tief.

„Eucle, liebstes Kind, sei zufrieden und stille! Es geht halt nicht anders, und wir können noch Gott danken, daß er uns dies Unterkommen geschenkt hat. Denke nur, wenn wir auf der Straße liegen müßten, wie so viele arme Menschen!

Nicht wahr, du wirfst mir das Herz mit Klagen nicht schwer machen? Bist ja sonst mein verständiges Töchterle gewesen. Kommt dann unser lieber Vater, mit des Herrn Hilfe, gesund heim, dann wollen wir zufrieden und dankbar miteinander leben.“

Die verständige Kleine flog der Mutter an den Hals.

„Mutterle, sei nicht böse über meine Dummheit. Ich war nur im ersten Augenblicke ein bischen verstört. Jetzt gefällt es mir schon besser.“

„Ja, und sieh nur, was für Sachen wir durch den guten Herrn Lieutenant schon haben,“

lenkte Frau Gottliebe weiter ab. „Einen Tisch und drei Stühle, einen Schrank, zwei eingerichtete Betten, Eimer, Töpfe, Teller, Tassen und noch mehr!“

Eva nickte eifrig.

„Und nicht wahr, ich darf alles immer sauber halten, damit du fleißig spinnen kannst?“

„Natürlich, Evele, das ist nun dein Geschäft,“ entgegnete die Bäuerin lächelnd. „Bist ja ein großes, verständiges Mädchen.“

Das Kind wurde roth vor Freuden.

„Wenn nur erst Vater da wäre, damit er alles sehen könnte!“

„Ja, wenn nur erst Vater da wäre!“ seufzte Frau Gottliebe aus tiefster Brust. Ach, noch immer lauteten die Nachrichten aus dem Krankenhause gar traurig. Die Krankheit schien sich in die Länge zu ziehen, und trotzdem das Bewußtsein endlich zurückgekehrt war, war Martens doch so schwach, daß er nicht sprechen konnte. Wenn seine Frau ihn besuchte, sah er sie nur mit traurigen Blicken an und reichte ihr matt die Hand.

Der Arzt schüttelte bedenklicher als je den Kopf. Aber die Bäuerin gab die Hoffnung nicht auf. Sie hielt sich an Evas Spruch und an die Verheißungen des Herrn.

Und endlich, endlich wurde ihr Glaube belohnt. — Nach zwölfwöchentlicher Krankheit betrat Hans Martens zum ersten Mal die Schwelle seiner neuen Wohnung. Aber wie schwach und matt war er noch! Mit schleppenden Schritten ging er durch das kleine Zimmer, und auf seines Töchterchens laute Freude hatte er nur ein trauriges Lächeln als Antwort.

Frau Gottliebe konnte kaum die Thränen unterdrücken, wenn sie auf die verfallene Gestalt ihres Mannes sah.

Martens aber schaute mit einem langen und unbeschreiblichen Blicke in der dürstigen Stube umher.

Das war also die Herrlichkeit, die er den Seinen prophezeit und in die er sie, wider ihren Willen, gezogen hatte!

Große Thränen traten in die Augen des bedauernswerthen Mannes.

„Armes Weib, in was für ein Elend habe ich dich gestürzt!“ stöhnte er qualvoll.

Da sank Frau Gottliebe neben ihm auf die Kniee, umfaßte ihn mit beiden Armen und rief innig:

„Mein einziger Hans, so laß doch endlich dein Sorgen und Grämen! Ich habe dir nie gezürnt, und denke schon lange nicht mehr daran, daß



du der Urheber dieser Veränderung bist. — Komm, fasse Muth und vertrau auf unsern Gott. Setz sollst du dich ordentlich ausruhen und erholen, und wenn du wieder ganz gesund bist, findest du wohl auch Arbeit, und wir kommen dann mit der Zeit wieder in eine bessere Wohnung.

Mit unbeschreiblichem Dankesblicke schaute der Bauer in die hoffnungsvoll glänzenden Augen seines treuen Weibes.

„O, du bester Schatz, ich bin deine Liebe nicht werth. Möge der Herr mir helfen, daß ich dir alle deine Selbstlosigkeit und Treue vergelten kann!“

Es dauerte noch viele Wochen, ehe Martens daran denken konnte, sich nach Arbeit umzuthun, und Frau Gottliebe mußte alle Kräfte zusammennehmen, um wenigstens soviel zu verdienen, daß sie nicht Hunger litten. Vom frühesten Morgen bis in die späte Nacht hinein saß sie am Spinnrade und gönnte sich nur soviel Schlaf, um nicht gerade zusammenzubrechen.

So brachte sie sich und die Ihrigen mit Mühe und Noth durch den Winter und sah dann mit Aufathmen und neuer Hoffnung dem Frühling entgegen, denn der Bauer begann sich mit der wärmer werdenden Witterung sichtlich zu erholen.

Als das Ofterfest heran kam, faß er mit den Seinen zum ersten Mal wieder lobend und dankend im Gotteshause. —

---

## 5. Kapitel.

### Eine Erbschaft zur rechten Zeit.

Zehn Jahre später waren in einer einfachen bürgerlichen Wohnung zu H. drei Menschen in freudigster Aufregung.

Vor dem Sessel, in dem eine schöne, ehrwürdige Frau saß, kniete glückstrahlend ein stattlicher, ungefähr dreißigjähriger Mann, während ein liebliches Mädchen hinter den beiden stand und mit inniger Theilnahme dem Gespräche lauschte.

„Wahrlich, Mutterchen, unser Glück ist gemacht!“ sagte eben Dr. Platter, der Sohn der verwittweten Frau Pastor Platter mit jubelnder Stimme. „Wer uns das vor einem Jahre, als wir in Noth und Elend saßen, gesagt hätte, daß wir heute im Golde wühlen würden!“

Denke doch: sechzigtausend baare Thaler sind unser unanfechtbares Eigenthum! Kannst du dir vorstellen, wieviel Geld das ist?

Ich weiß vor Entzücken garnicht, wo mir der Kopf steht, und was ich nun anfangen soll.“

„Zuerst dem Herrn da droben für seine unaussprechliche Gnade und Güte Lob und Dank sagen,“ mahnte die Greisin mit bewegter Stimme, und strich liebevoll über die Stirn des Sohnes.

Der junge Gelehrte erröthete wie ein Kind.

„Mutterchen, du glaubst doch nicht, daß ich das vergessen hätte?“

„Nein, Gott sei Dank, ich weiß, daß mein kluger Sohn über den vielerlei Wissenschaften den Glauben seiner Kindheit bewahrt hat. Aber es kommt im Menschenleben gar zu häufig vor, daß man bei solchen unerwarteten glücklichen Anlässen den vergißt, dem wir sie verdanken.“

Der Doktor schüttelte ernst den Kopf.

„Mein erster Gedanke, als ich die Mittheilung von dem wunderbaren Testamente des reichen Ouffen bekam, war der: Wie barmherzig ist unser Gott, und wie kann ich ihm meinen Dank darbringen!“

Erst lange nachher fiel mir ein, daß jetzt alle Noth ein Ende habe, und daß ich nun vielleicht auch meinen Lieblingswunsch erfüllt bekäme.

Wenn du es erlaubst, will ich reisen, reisen! Will mir Gottes schöne Welt von allen Enden und Ecken betrachten!“

Die Greisin lächelte freundlich.

„Ob ich es erlaube? Mein guter Junge, das ganze Geld gehört ja dir! Wenn du dich damals nicht des alten, sonderbaren Mannes so freundlich annahmest, dann hätte der reiche Sonderling nie von dir erfahren, und wir säßen noch in der alten Dürftigkeit.“

„Nun ja, es mag sein,“ entgegnete der Doktor fast abwehrend. „Aber im Grunde schäme ich mich eigentlich, daß meine geringe That so reich belohnt worden ist. Andre thun wer weiß wieviel Gutes, und niemand dankt es ihnen.“

„Nun, nun, mache dir deswegen keine unnöthigen Sorgen,“ lachte die Pastorin. „Du hast ja jene Barmherzigkeit nicht um der Belohnung willen, sondern aus reiner Menschenliebe gethan. Mit gutem Gewissen darfst du dich des dir so unvermuthet zugefallenen Erbes freuen, denn keine Verwandten werden um unsertwillen geschädigt, und die Stadt hat an den ihr zugefallenen zweimalhunderttausend Thalern auch noch genug.“

Der junge Gelehrte nickte froh.

„Du hast recht, und ich freue mich auch ganz unbändig. Hurrah! Hurrah! Jetzt werden Tintenfaß und Feder vorläufig bei Seite gestellt. Jetzt geht es in die Weite, nach Amerika, Asien und allen Ländern der Welt. — Gelt, Maria,

liebste Schwesterlein, das gefällt dir? Möchtest du nicht auch mitkommen?"

Das junge Mädchen schüttelte lächelnd den Kopf.

„Ich danke dir, Gottfried, ich habe andere Wünsche.“

„Ich weiß schon,“ unterbrach sie der Bruder schnell. „Du möchtest Zeichnenunterricht und Malstunden nehmen, möchtest eine zweite Angelika Kaufmann werden! Warte nur, du sollst deinen Willen bekommen. Schon morgen werde ich dir die besten Lehrer suchen. Wenn ich dann nach Jahr und Tag nach Hause zurückkehre, bist du eine berühmte Malerin geworden.“

„Nun, so schnell geht es wohl nicht,“ lachte Maria heiter, „auch habe ich keineswegs so hochfliegende Pläne, wie du denkst. „Ich möchte nur gern die mir von Gott verliehene Gabe so weit ausbilden, daß ich späterhin auf eigenen Füßen stehen kann. Vorläufig aber freue ich mich am meisten darüber, daß unser Mutterchen nun Erleichterung erhält und die fleißigen Hände nicht mehr ums Brot zu rühren braucht. Wie dankbar können wir Gott sein, daß die bittere Sorge fortan von unserer Schwelle verbannt ist. O, wie still und friedlich werden wir jetzt miteinander leben!“

„Du hast recht,“ entgegnete Gottfried ernst. „Daß ich nun für euch Lieben so ganz anders als früher sorgen kann, ist mir das liebste an der ganzen Erbschaft.“

Die Matrone nickte dankbar, und unwillkürlich stiegen ihr die Thränen in die Augen, wenn sie an die hinter ihr liegenden Jahre gedachte, die ihr eine Reihe von trüben Tagen, voll bitteren Mangels und schweren Kreuzes vor die Augen führten.

„Um den Abend wird es licht sein!“ flüsterte sie mit bebender Stimme, und verständnißvoll und zärtlich küßten ihr die Kinder die Hände.

Von Jugend auf hatte Frau Pastor Platter erfahren müssen, daß die Erde ein Sammerthal ist, und daß der Herr die am meisten züchtigt, die ihm die liebsten Kinder sind.

Der erste Schlag traf sie als zehnjähriges Kind. Da verlor sie auf einmal die liebenden Eltern und verlebte nun unter Fremden eine harte und böse Jugendzeit.

Kurze Tage des Aufathmens und des Glückes kamen, als ihr Gatte, der junge Pastor, sie heimführte in das trauliche Pfarrhaus des schlesischen Dörfchens.

Aber nur wenige Jahre dauerte diese Erquickung. Dann zog sie als gebeugte Wittwe

aus dem friedlichen Heime und fragte blutenden Herzens:

„Was soll nun aus uns werden?“

Ihr zehnjähriger Gottfried und ihre dreijährige Maria brauchten Nahrung, Kleidung, Erziehung und Unterricht, und ihr ganzes Vermögen bestand doch nur in fünfzig Thalern jährlicher Wittwenpension.

Da galt es denn vom Morgen bis zum Abend zu arbeiten und zu darben, und nach bitteren Jahren voll täglicher Noth und Sorge waren die Kinder endlich erwachsen, und halfen der treuen Mutter das Kreuz tragen.

Gottfried war Philologe geworden, denn er hatte eine hervorragende Begabung für das Lehrfach. Als er die nöthigen Prüfungen mit Ehren bestanden hatte, erhielt er durch einen Freund eine Berufung nach H., und auf seine Bitte zogen Mutter und Schwester mit ihm. Da sein Gehalt aber nur sehr gering war, so konnte er zu seinem Leidwesen immer noch wenig für die Seinen thun, und die Wittve und ihre Tochter durften, wenn sie nicht hungern wollten, die Hände keineswegs in den Schoß legen.

Da kam, gerade als durch eine längere Krankheit der Mutter die Noth sehr hoch gestiegen war, die unerwartete Erbschaft des alten

Sonderlings Duffen ins Haus, und unter heißem Danke und viel Freudenthränen empfangen Mutter und Kinder die helfende Gabe des Allmächtigen.

Und wie war nun Gottfried Platter zu der Erbschaft gekommen?

Es war eine recht wunderbare und doch wieder ganz einfache Geschichte.

Ungefähr fünf Jahre schon wohnte die kleine Familie in H., da machte der junge Gelehrte eines Tages einen Spaziergang. Als er gedankenvoll durch eine Vorstadt schritt, sah er plötzlich bei der Biegung um eine Straßenecke eine Horde laut johlender Bengels und in ihrer Mitte einen Greis, der ängstlich und abwehrend mit den Händen um sich griff.

Mit zwei Säken war Platter an des Bedrängten Seite, und ebenso schnell hatte er rechts und links so derbe Hiebe ausgetheilt, daß die nichtsnutzigen Buben vor Schrecken wie gebannt standen.

„Wat 's denn weiter los?“ heulte einer auf des jungen Doktors zürnende Rede. „Dat is ja man der verrückte Duffen, der will't nich beter hebben! Kiekt man, wo sin hei sich rutgepußt het,“ und damit wies er auf die unzähligen Käfer, Larven und Schmetterlinge, mit denen der Greis Hut und Rock besteckt hatte.



Statt aller Antwort hob der junge Gelehrte nur drohend seinen Stock, und nun stürmte die Rotte Korah schreiend davon.

Mitleidig näherte sich unser Freund dem befreiten Alten, der von der Aufregung ganz erschöpft an einem Baume lehnte.

„Darf ich Sie nach Hause begleiten, mein Herr? Sie sind durch die unnützen Buben jedenfalls sehr erschreckt worden. Sagen Sie mir, bitte, wo ich Sie hinführen soll.“

Mit einem erleichternden Aufathmen ergriff der Greis den ihm dargebotenen Arm.

„Ich danke Ihnen von Herzen und nehme Ihre Güte gern in Anspruch. Aber Sie scheinen ein Fremder zu sein, da Sie nicht wissen, wo der alte Duffen, „der verrückte Kerl“ wohnt.“

„Ich bin allerdings mit den hiesigen Verhältnissen sehr wenig vertraut,“ entgegnete Platter freundlich, „denn ich habe, offen gestanden, keine Zeit, mich um andere Dinge als meine Stunden zu kümmern.“

„Sie sind ein Studierter?“ fragte der Alte interessiert.

Der Doktor nickte.

„Ich bin Philologe und beschäftige mich daneben mit den Naturwissenschaften.“

„Da sind Sie ja mein Mann,“ rief der Greis erfreut. „Ich bin auch so ein Narr und kann kein Käferchen sehen, ohne es mit mir zu nehmen und aufs genaueste zu untersuchen. Sie sind jünger und gewiß besser unterrichtet als ich, wenn es Ihnen nicht zu langweilig wäre, möchte ich Sie bitten, mit mir zu kommen und meine Sammlungen zu sehen.“

„Ach, das will ich mit Freuden thun,“ entgegnete der Doktor eifrig. „Bestimmen Sie eine Stunde, dann richte ich mich mit meiner Zeit danach ein.“

Oluffen nickte offenbar sehr befriedigt, und als er endlich mit seinem Befreier vor seinem Hause stand, ließ er ihn nicht fortgehen, sondern nöthigte ihn dringend hinein, und der junge Gelehrte war nicht wenig erstaunt über die gediegene, ja reiche Einrichtung der Wohnung des in seinem Aeußeren ziemlich dürftig aussehenden Alten.

Aber er machte sich weiter keine Gedanken darüber, und noch Monate nachher, als er schon tagtäglich bei Oluffen verkehrte und den allein dastehenden Greis, der unter seiner unscheinbaren Außenseite ein reiches Innenleben barg, herzlich liebgewonnen hatte, ahnte er nicht, daß er in dem Hause eines der reichsten Männer H.'s aus- und einging.

Erst als Oluffen plötzlich am Schlage starb, erfuhr der Doktor die ganze Wahrheit und zugleich die unerwartete Nachricht, daß sein väterlicher Freund ihn in seinem Testament so reich bedacht habe.

Der „verrückte Oluffen“ hatte nicht nur Augen für Käfer und Schmetterlinge, sondern auch ein warmes Herz für die Noth seiner Mitmenschen gehabt. Ohne daß sein junger Freund etwas sagte, hatte er bald herausgefunden, wo diesen der Schuh drückte, und als er ein Testament machte, dachte er, außer an die verschiedenen milden Stiftungen der Stadt, vor allem an Platter und vermachte ihm außer den schon genannten 60000 Thalern noch sein Haus mit vollständiger Einrichtung und allen Sammlungen.

Die geringe Freundlichkeit, die er dem sonderbaren Fremdlinge erwiesen hatte, wurde Gottfried reich belohnt, und mit aufrichtiger Dankbarkeit und Verehrung gedachte er sein Leben lang des lieben Greises.

So war denn mit einem Schlage Wohlstand und Glück über die kleine Familie gekommen, und die schwer geprüfte Pfarrerwittwe hatte wohl recht, wenn sie dankbaren und freudigen Herzens rief:

„Um den Abend wird es licht sein.“

Nach langen, bangen Leidensjahren war ihr ein heller und schöner Lebensabend beschieden, und kein Tag verging, an dem sie nicht mit dem Psalmisten aus Herzensgrund gesprochen hätte:

„Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat!“ —

Vier Wochen später schiffte sich Doktor Platter nach Amerika ein. Er hatte sich einer Gesellschaft junger Naturforscher angeschlossen, und freute sich nun wie ein Kind auf diese Reise. Die Mutter theilte sein Entzücken, denn sie gönnte dem guten Sohne nach seiner mühevollen und schweren Jugend von ganzem Herzen die Erholung.

„Geh mit Gott, mein braver Junge,“ rief sie zärtlich und segnete dann betend den Scheidenden. Sie hatte keine Bange um ihn, denn er stand überall in des Herrn Hand, und sie hatte in ihrem langen, mühseligen Leben oft genug erfahren, daß alle eigne Sorge umsonst ist, und ohne Gottes Willen doch kein Haar von unserem Haupte fällt.

Daß sie die tägliche Gesellschaft ihres Ältesten schwer vermissen würde, war freilich eine andere Sache, aber welche rechte Mutter vermöchte nicht ihrem Kinde auch das schwerste Opfer mit Freuden zu bringen!

Mit geschäftigem Eifer gingen darum sie und Maria an die Ausrüstung des Reisenden, und keine Arbeit hatte je zuvor den beiden Frauen so viel Vergnügen bereitet. Welche Wonne war es doch, etwas anschaffen zu können, ohne vorher den Groschen erst ängstlich und zehnmal überlegend umdrehen zu müssen.

„Macht euch doch nicht so viel Mühe,“ rief Gottfried wohl lächelnd und abwehrend. „Das ist ja alles viel zu gut und schön für mich.“

Aber die gute Mutter ließ sich nicht stören.

„Mein lieber Junge, gönne mir doch die Freude, dich zum ersten Mal standesgemäß ausstatten zu können. Das ist der Balsam für die Thränen, die ich einst heimlich weinte, wenn dich die Kameraden wegen deiner verschliffenen und ausgewachsenen Kleider auslachten.“

Der junge Gelehrte wurde ernst.

„Arme, theure Mutter, was hast du gelitten!“ flüsterte er leise und umschlang zärtlich die alte Frau. „Aber nun ist Gott sei Dank der irdischen Noth für immer ein Ende gemacht.“

„Ja, Gott sei Dank für alles, was er an uns gethan hat!“ sagte die Wittwe inbrünstig und faltete andächtig die Hände.

Wenige Tage später schwamm Gottfried Platter auf dem atlantischen Ocean und genoß

mit andächtiger Freude die Herrlichkeit und Erhabenheit des Meeres.

Die Freunde, die mit ihm waren, lachten öfter über sein fast kindliches Entzücken bei jedem Neuen, was er hören und sehen durfte.

Ein älterer Professor aber sagte zustimmend:

„Mit Ihnen zu reisen, lieber Platter, ist doch noch ein Vergnügen. Sie haben wirklich etwas von diesem Genuß, während andre nach Hause kommen, ohne mehr zu wissen, was ihnen unterwegs begegnete.“

In der That profitirte der junge Doktor schon von der Seereise so viel, daß Mutter und Schwester die langen, interessanten Briefe nicht oft genug lesen konnten.

Ohne Unfall und besondere Zwischenfälle langte er endlich in Amerika an und setzte dann, nach mehrwöchentlichem Aufenthalt in New-York, die Forschungsreise in das Innere fort.

Da es nicht Aufgabe dieser Erzählung ist, die interessanten Erlebnisse und wissenschaftlichen Erfolge der Reise zu schildern, so überspringen wir einen Zeitraum von drei Monaten und finden nun unsern Freund allein und krank auf einer großen Farm in Illinois wieder.

Beim raschen Abspringen von einem Pferde hatte er sich den Fuß gebrochen, und die bestürzten

Gefährten waren froh, als sich der Besitzer der nahen Louisa-Farm, ein Mr. King, auf ihre Bitten bereit erklärte, dem Verletzten bis zu seiner Genesung Wohnung und Pflege zu gewähren.



## 6. Kapitel.

### Der Taubstumme.

Zum Glück für den Kranken befand sich unter den Forschungsreisenden auch ein Arzt, der den gebrochenen Fuß nach allen Regeln der Kunst einrichtete und schiente und sich dann mit christlicher Ergebung daran machte, statt fröhlich mit den Genossen weiter zu reisen, den Krankenwärter zu spielen.

Aber Blatter war viel zu selbstlos, um solch Opfer anzunehmen.

„Wenn ihr mich lieb habt, reist ihr alle weiter. Ich bin ja hier trefflich, trefflich aufgehoben, und Mister Kings alter Jäger versteht wohl so viel, um nach meinem Beine sehen zu können. Kommt ihr dann nach sechs bis acht Wochen glücklich zurück, so bin ich mit Gottes Hilfe wohl so weit, um mich euch wieder anschließen zu können.“

Zuerst wollten die andern nicht auf diesen Vorschlag eingehen. Es erschien ihnen so unfameradschaftlich, den ihnen allen so lieb gewordenen Genossen in der Fremde zu verlassen. Doch Gottfried ließ mit Zureden nicht nach, und endlich sahen sie die Zweckmäßigkeit seines Planes ein und thaten ihm den Willen.

Der Freund war ja augenscheinlich auch sehr gut aufgehoben. King schien ein sehr reicher Mann zu sein. Die Farm war aufs trefflichste mit allen Bequemlichkeiten ausgestattet, und ein Heer von weißen und schwarzen Dienern lief im Hause herum.

Der Herr des Ganzen selber gefiel den Deutschen freilich nicht so gut. — Sein Hochmuth, seine Kälte und Zurückhaltung stieß sie ab, und auch seine Gattin, eine stattliche Dame, aber um vieles jünger als er, zeigte sich als unzugängliche und stolze Amerikanerin. Keines der Eheleute sprach deutsch, wohingegen es wiederum um das Englisch der Reisenden schlecht bestellt war. — Ausgenommen Doktor Platter, der diese Sprache aus Liebhaberei getrieben hatte, konnten sie sich nur gerade zur Nothdurft mit den Amerikanern verständigen.

Mister King schien übrigens auch wenig genug nach einem näheren Verkehr mit seinen



Gästen zu verlangen. Er erfüllte nur gerade die nöthigsten Höflichkeitspflichten und kümmerte sich im übrigen nicht weiter um sie.

Als die Freunde abgereist waren, kam es Gottfried im Anfang doch etwas sehr einsam vor, und er seufzte im stillen ein wenig über das Mißgeschick, das ihn getroffen hatte.

Sein Leib- und Lieblingspruch: „Wer weiß, wozu es gut ist,“ wollte ihm jetzt so garnicht passen. Zum Glück ließ ihn sein kindlicher Glaube nicht allzu lange murren. Dagegen nahm er seinen treuen Reisebegleiter, seine kleine Taschenbibel vor und las mit Ergebung und Beschämung des Apostel Paulus' Wort, „daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen.“

Ja, auch er wollte sich diese Prüfung zum Besten seiner Seele dienen lassen und nicht länger daran zweifeln, daß der Herr, der ihm so überschwängliche Güte erwiesen hatte, auch bei dieser Niederlage seine weisen Absichten mit ihm habe.

Als persönlichen Aufwärter für alle seine Bedürfnisse hatte man dem Kranken einen bildhübschen und sehr gewandten jungen Menschen übergeben, der aber zu Platters Bedauern taubstumm war.

In den ersten Tagen, als er noch etwas

angegriffen und elend war, hatte der Doktor nichts gemerkt, denn „Johu“, wie die andern den Unglücklichen nannten, verrieth äußerlich durch nichts, daß ihm zwei wichtige Sinne fehlten. — Bei der leisesten Bewegung des Kranken wußte er, was dieser begehrte. Er las ihm sozusagen jeden Wunsch im voraus von den Augen ab, und erst als Platter kräftiger wurde und somit schärfer beobachtete, erkannte er mit herzlichem Mitleide das Unglück des armen Menschen.

Durch verdoppelte Freundlichkeit suchte er ihm nun seine Theilnahme zu zeigen, und Johu war durchaus nicht unempfänglich dafür. — Seine schönen, blauen Augen leuchteten förmlich, wenn ihn der Fremde mit gütiger Geberde zu sich winkte, und sein ganzes Verhalten war derart, daß ihn Gottfried mit der Zeit herzlich lieb gewann.

Da er sich früher vielfach mit den Grundsätzen und Regeln des Taubstummunterrichts beschäftigt hatte, gelang es ihm bald, sich mit dem Krüppel einigermaßen durch Zeichen zu verständigen, und aufs höchste überraschte ihn dabei die fast wunderbare Auffassungsgabe des armen Burschen.

„Was könnte aus diesem Menschen werden, wenn man ihn nur ein einziges Jahr in eine

Taubstummenanstalt brächte," dachte er oftmals. Wiederholt war er drauf und dran, Mister King einen diesbezüglichen Vorschlag zu machen, aber jedesmal hielt ihn ein sonderbares Gefühl davon ab.

Außerdem sah er endlich mit Staunen, daß der Amerikaner einen fast an Haß grenzenden Widerwillen gegen den Unglücklichen zeigte.

Er sprach nur in den verächtlichsten Ausdrücken von ihm und nannte ihn einen böshafsten und hinterlistigen Taugenichts, der zu nichts zu gebrauchen wäre.

Platter war ganz starr über diese Meinung. Aber wieder hielt ihn etwas davon ab, dem Hausherrn seine gegentheiligen Ansichten zu offenbaren.

Er merkte, daß dieser ungerechtfertigte Haß einen besonderen Grund haben müsse, wie hätte King sonst den treuherzigen, dienstfertigen und gewandten Burschen böshaft, hinterlistig und unbrauchbar nennen können.

Dem ehrlichen deutschen Gelehrten gefiel der Krüppel tausendmal besser, als sein stolzer und harter Herr, und er hatte plötzlich so seine eignen Gedanken über das Verhältniß des Mister's und seines weißen Slaven, denn mehr oder weniger als ein Slave war John nicht. Hatte er im

Hause irgend etwas versehen, so wurde er wie die Schwarzen erbarmungslos an den Schandpfahl gekettet und gezeißelt.

Als der Doktor sich nicht enthalten konnte, dem Hausherrn eines Tages seine Verwunderung und Mißbilligung darüber auszusprechen, sagte dieser kalt und abwehrend:

„Ich habe ihn gekauft. Mir gehört er mit Leib und Leben.“

Der Deutsche schüttelte zwar den Kopf, aber er kannte die amerikanischen Gesetze nicht genug, und hatte außerdem wohl auch kein Recht, sich in fremde Verhältnisse zu mischen.

Trotzdem jedoch konnte er seitdem ein gewisses Mißtrauen gegen King nicht mehr unterdrücken, und beschloß Augen und Ohren offen zu halten.

So waren fast sechs Wochen vergangen, und der kranke Fuß machte unserem Freunde nur noch wenig Schwierigkeiten. — Mit freudigem Herzen und großer Sehnsucht erwartete Platter bereits die Gefährten. Er packte seine Sachen und bereitete alles vor, damit nachher kein unnöthiger Aufenthalt entstehe.

Unterdessen aber hatte John zu merken begonnen, daß der gütige Fremde zur Abreise rüste,

und die Verzweiflung des armen Burschen kannte plötzlich keine Grenzen.

Weinend und mit allen Zeichen der Angst umklammerte er die Kniee Gottfrieds, dieser aber war über die rührende Anhänglichkeit des Unglücklichen so erschüttert, daß er ihn gleichfalls herzlich umschlang und unter Thränen an seine Brust drückte.

Dieser Beweis der Gegenliebe machte jedoch einen ganz merkwürdigen Eindruck auf John. — Er stürzte plötzlich davon, um nach fast einer halben Stunde mit einem sorgfältig eingewickelten Gegenstande wiederzukommen.

Bevor er sich jedoch damit zu dem überraschten Deutschen wandte, verriegelte er ängstlich die Thür und spähte dann in jedem Winkel umher. Als er nichts Verdächtiges fand, näherte er sich dem anderen und zog ihn in einen Winkel, in dem man vom Fenster aus nicht gesehen werden konnte.

Erst jetzt entfaltete er ein gut erhaltenes Papier und wies es mit triumphirenden Blicken dem Doktor. Mit Erstaunen erkannte dieser deutsche Schriftzeichen und Worte und begann nun mit immer steigenderer Aufmerksamkeit zu lesen, was in dem mehrfach unterschriebenen und

unterstempelten, also augenscheinlich amtlich beglaubigten Dokumente geschrieben stand.

„Ostheim, Prov. Preußen, 1818.

Heut am . . . Juni 1818, habe ich, der endesunterschriebene Ortsschulze, Peter Dhl, von nachfolgend aufgeführten Hausvätern und Bauern des Dorfes Ostheim zum Zwecke der gemeinsamen Auswanderung und des Länderankaufs in Amerika die Summe von

„22500 Thalern,“

in Worten: „zwei und zwanzigtausend fünfhundert Thalern,“ erhalten, und zwar von:

Hans Martens . . . . .	4000	Thlr.
Jurgeit Kopisch . . . . .	3000	„
Wilhelm Dpig . . . . .	2500	„
Petrus Kramm . . . . .	2000	„
Friedrich Säfel . . . . .	2000	„
Jakub Stalleiten . . . . .	1500	„
Karel Marusch . . . . .	1500	„
Garauscha Lhkönen . . . . .	1500	„
Jakub Jurgeitiz . . . . .	1500	„
Ole Jansen . . . . .	1000	„
Anton Bresch . . . . .	1000	„
Kurt Halsnick . . . . .	1000	„

---

Summa 22500 Thlr.

Ich verpflichte mich hierdurch an Eidesstatt, dies Geld wohl zu verwahren und nur zum Besten der Eigenthümer zu verwenden.

Hans Martens,  
Jurgcit Kopisch,  
Wilhelm Dpiß,  
als Zeugen.

Peter Dhl,  
Schulze von Ostheim.  
Gottlob Stander,  
Schulze von Könen,  
als Anwalt und Zeuge.

L. S.

Zwei-, dreimal las Blatter das merkwürdige Dokument, und wundersame Gedanken stiegen blitzschnell in seinem Gehirn auf.

Wie kam dieses vor zehn Jahren im Osten Deutschlands geschriebene Blatt hier in die abgelegene Farm von Illinois und in die Hände des taubstummen Dieners des reichen Amerikaners?

Langsam ließ er das Papier sinken und blickte fragend auf John. Da deutete dieser unter lebhaften Geberden und unverkennbaren Zeichen des Hasses auf den Namen „Peter Dhl,“ und dann zog er den Doktor hastig an das Fenster und wies nach der Veranda hinüber auf Mister King, der dort eben seinen Mittagschlaf hielt.

Als er auf den gefürchteten Gebieter zeigte, machte er dieselben Geberden des Abscheus, wie bei dem Namen „Peter Dhl,“ und Gottfried,

der jetzt genügend geübt war, den Taubstummen zu verstehen, fuhr erschrocken und verblüfft zurück.

John wollte doch nicht etwa andeuten, daß Mister King und Peter Dhl ein und dieselbe Person seien?

Er schüttelte daher etwas abweisend den Kopf, aber „John“ oder vielmehr „Bartel,“ den wir hier endlich wiederfinden, ließ nicht nach, die Wahrheit seiner Behauptung zu betheuern. Als Platter immer noch nicht glauben wollte, geberdete er sich wie ein Verzweifelter. Zuletzt kniete er unter heißen Thränen nieder und erhob, wie schwörend, die Hand.

Nun konnte der Gelehrte nicht länger zweifeln. Wenn auch sein Verstand noch manches einwenden wollte, sein Gefühl sagte ihm klar und deutlich, daß der Unglückliche da vor ihm nicht lüge, und daß der stolze Mister King mit jenem auf dem Dokument genannten Peter Dhl wirklich ein und dieselbe Person sei.

Keinen Augenblick aber war er im Zweifel, daß hinter dieser Thatsache ein ungeheurer Betrug, wenn nicht gar ein Verbrechen stecken müsse. — Nun begriff er plötzlich auch, warum der Herr seinen armen Diener so verabscheut hatte. John war jedenfalls der Mitwissler der ganzen Geschichte und als solcher gehaßt und gefürchtet.



Ein Licht nach dem andern ging ihm auf, und als er das Dokument noch einmal aufmerksam durchgelesen hatte, konnte er sich die Sache so ungefähr zusammen reimen. — Wahrscheinlich hatte Mister King, oder Peter Dhl, das ihm anvertraute Geld unterschlagen und sich in Amerika durch Namensänderung und sonstige Finten unsichtbar gemacht. — In welchem Verhältniß aber der Taubstumme zu ihm stand, war freilich nicht zu ersehen.

„Ach, wenn du Armer doch sprechen könntest!“ rief der Doktor betrübt, und Bartel, als ob er es verstanden hätte, nickte traurig.

Da kam dem wackeren Manne, wie durch höhere Eingebung, plötzlich der Gedanke:

„Wie, wenn du „John“ mit dir nähmest und in eine Taubstummen-Anstalt brächtest! Er, mit seinem außerordentlichen Begriffsvermögen, lernt gewiß schneller wie jeder andere Zögling sich in Worten auszudrücken, und wer weiß, was er dann offenbaren wird.“

Freilich war dabei nicht zu übersehen, daß es vorher große Schwierigkeiten zu überwinden gab. Erstens fragte es sich, ob King den Krüppel, den er angeblich gekauft hatte, ohne weiteres loslassen würde. Zum andern mußte mit größter Vorsicht und Harmlosigkeit verfahren werden,

denn merkte der schlaue Mister nur das geringste von einem Einverständniß zwischen Platter und John, so war alles verloren.

Der Doktor strengte alle Sinne an, um das Richtige zu treffen, denn er wußte mit einem Mal, warum ihn Gott auf diese abgelegene Farm geschickt hatte, er sollte das Werkzeug werden, um ein Jahre lang verborgenes Verbrechen ans Licht zu bringen, und durfte sich dieser um keinen Preis entziehen.

Zuerst galt es nun, John von der Rolle, die er in Zukunft zu spielen hatte, genau zu unterrichten, und abermals begriff der Unglückliche wider Erwarten schnell, um was es sich handelte. Unter Freudenthränen küßte er Platters Hände und ging dann seinen Geschäften im Hause so harmlos nach, daß niemand ahnte, in welcher Aufregung er sich noch vor kurzem befunden hatte.

So vergingen mehrere Tage ohne besondere Ereignisse. Dann trafen zur gegenseitigen Freude die zurückkehrenden Gefährten des Doktors ein, und dieser benutzte die Gelegenheit, wie beiläufig, zu King zu sagen:

„Wie wäre es, Mister King, wenn Sie mir John ablassen würden? Mein Fuß ist immer noch nicht ganz in Ordnung, und ich habe mich

so an die Dienste des Burschen gewöhnt, daß ich ihn ungern entbehren möchte. Sie thäten mir wirklich einen großen Gefallen. Natürlich bin ich bereit, die volle Kauffsumme zu erstatten.

King sah überrascht in die Höhe, schöpfte er vielleicht doch Verdacht?

Harmlos und lächelnd blickte ihn Platter an.

„Ganz Ihnen zu Diensten, mein Herr,“ antwortete da der Farmer höflich. „Vierhundert Dollar bezahlte ich einst für John.“

Der Doktor glaubte zwar nicht einen Augenblick daran, denn im lieben deutschen Vaterlande kaufte man keine Sklaven, und noch dazu weiße, und John war zweifellos aus demselben Ort, wie sein Herr, — aber er war viel zu erfreut über den wider Erwarten günstigen Erfolg seines Angebots, um an dem hohen Preise eine Ausstellung zu machen.

Dankend verneigte er sich.

„Ich bin Ihnen sehr verbunden, Mister King, und darf Ihnen wohl sofort die Summe auf meinen Bankier in New-York anweisen.“

„Wie es Ihnen beliebt,“ entgegnete der Farmer gleichgiltig; innerlich jedoch war er keineswegs so ruhig, als es Platter schien. — Eine Art grimme Freude hatte Ohl, denn er war es wirklich, erfaßt, endlich, endlich auf gute

Manier seinen Mitwiffer und dadurch Beiniger Bartel los zu werden. Umsonst hätte er den sehr brauchbaren Burschen wohl freilich nicht hergegeben, aber Geiz und Habsucht, die schon vor zehn Jahren die Triebfedern zu seinem Verbrechen wurden, ließen ihn schnell genug alle etwaigen Bedenken gegen die Weggabe Bartels überwinden.

Hätte er ahnen können, was für verhängnißvolle Folgen dieser Schritt für ihn haben sollte, er hätte wahrscheinlich das Hundertfache für den Rückkauf Bartels geboten.

Platter wurde fast einen Augenblick stutzig, als er die gänzliche Gleichgiltigkeit des andern bei dieser Gelegenheit sah. Konnte King, wenn er wirklich der war, für den ihn John ausgab, so ruhig bleiben? Mußte ihm nicht dann vor allem daran gelegen sein, den Mitwiffer nicht aus seiner Nähe zu lassen?

Schwere Zweifel kamen plötzlich in des Doktors Seele. Hatte er ein Recht, diesen ihm gänzlich unbekanntem und allem Anscheine nach sehr reichen und angesehenen Mann auf das so leicht mißzuverstehende Zeugniß eines Taubstummen hin zu verdächtigen?

Er dachte in diesem Augenblicke nicht daran,

daß Gott der Herr den Verbrecher oft gerade in der entscheidenden Stunde mit Blindheit schlägt.

Der sonst so schlaue und durchtriebene Dhl hielt den Taubstummen in Beziehung auf Ver-rath für gänzlich ungefährlich. Es fiel ihm nicht im Traume ein, daß der Unglückliche den Mund je zu einem Zeugniß gegen ihn würde aufthun können. Er wußte nichts von einem Wort des Herrn, das da spricht:

„Wer hat den Stummen oder Tauben ge-schaffen? Habe ich es nicht gethan, der Herr?

Ich werde in seinem Munde sein und ihn lehren, was er reden soll.“

Er hatte offenbar auch vergessen, daß es einen Gott gab, von dem geschrieben steht, „daß er das Schreien der Armen und Elenden höret,“ denn „Gott ist ein Richter unter den Göttern und schaffet Recht dem Armen und Waisen, und hilft dem Elenden und Dürftigen zum Recht, er-rettet den Geringen und Armen und löset ihn aus der Gottlosen Gewalt.“ (Hiob 34, 28. Psalm 82, 1, 3—4.)

Als Platter nach abgeschlossenem Kaufe auf sein Zimmer ging, um John von dem vollzogenen Tausch zu benachrichtigen, gerieth der Krüppel von neuem in einen wahren Freudenrausch. —

Er lachte und weinte in einem Athem und machte dazwischen wieder drohende Geberden nach der Veranda hin. Es war kein Zweifel, daß er vollkommen verstand, um was es sich handelte, und des Doktors Glaube an die Wahrheit seiner neu-lichen Aussage wurde dadurch wieder gehoben.

Einen Tag später befanden sich unsere Reisenden auf dem Wege nach New-York, und etliche Wochen darauf zählte Bartel zu den eifrigsten Schülern der berühmtesten Taubstummen-Anstalt Amerikas. Er saß natürlich in der deutschen Abtheilung, und seine Lehrer waren geradezu verblüfft über das fast wunderbare Begriffsvermögen und die Schnelligkeit, mit der er sich das Gebotene zu eigen machte. Spielend überwand er die Anfangsgründe, und schon nach kurzer Zeit war er im Stande, sich deutlich und verständlich auszudrücken.

Es war gerade, als ob die heiße Sehnsucht, etwas, was ihm qualvoll auf dem Herzen lag, andern Menschen mittheilen zu können, die ihm verliehenen Fähigkeiten noch verdoppelt hatte.

Und endlich, endlich kam der Tag, da that der Stumme seinen Mund auf und redete recht. Und seine erste Rede war eine furchtbare Anklage wider „Mister King.“ oder besser „Peter Ohl.“

In klaren, von einem scharf beobachtenden Geiste zeugenden Worten erzählte er die ganze Auswanderungsgeschichte und den ungeheuren Betrug des Schulzen. Geradezu ergreifend schilderte er seine Verzweiflung über die Trennung von dem geliebten Evele und ihrer guten Mutter.

Als er dann zu merken begann, was der Oheim beabsichtigte, als er sich und ihn in Frauenkleider steckte, kannte sein Entsetzen keine Grenzen, aber umsonst versuchte er sich ändern zu offenbaren. Ohl ließ ihn keine Minute aus den Augen und verhinderte jeden Verkehr mit andern. Erst in Amerika selbst war er darin sorgloser geworden, und mit den Jahren glaubte er wahrscheinlich, daß der von ihm stets für halb blödsinnig gehaltene Bartel alles vergessen habe und vollkommen unschädlich für ihn sei. Recht, wie um ihm seine Macht und Gewalt über ihn zu zeigen, behandelte er den Unglücklichen nun noch härter als einst daheim; gerade dies aber trug dazu bei, daß Bartel die ganze Missethat des Ohms bis ins kleinste in seinem verbitterten und rache-dürstenden Gemüth aufbewahrte und mit heißer Sehnsucht die Stunde der Vergeltung herbeiwünschte.

Tag und Nacht dachte er weiter nichts, als wie er es anstellen könnte, daß die geschädigten

Auswanderer, vor allem seine Freunde zu ihrem Rechte kämen.

Als die harmlosen Bauern damals den Vertrag mit Dhl schlossen, hatte er als stummer und unbemerkter Zeuge auf dem breiten Ofen gelegen und alles mit scharfen Blicken gesehen und erfaßt. — Trotzdem er damals noch nicht lesen konnte, wußte er doch ganz genau die Stelle, wo Dhl seinen Namen unterschrieben, und was das zu bedeuten hatte. Auf der Gedenktafel seiner Mutter standen dieselben Zeichen, und Eva Martens hatte ihm klar gemacht, daß die Todte da unten, der Dhm Peter und er selber so hieße.

Als nun der Vertrag unterschrieben und mehrfach copirt worden war, — für jeden Betheiligten nämlich ein Blatt, — verließen alle die Amtsstube, um sich im gegenüber liegenden Krüge von der Anstrengung zu erholen.

Diesen Augenblick benutzte Bartel. — Pfeilschnell glitt er vom Ofen, ergriff eines der Dokumente und steckte es zu sich, um es fortan wie einen Schatz aufzuheben.

Er hegte, wie wir aus dem Anfang unserer Erzählung wissen, schon damals einen unbestimmten Verdacht gegen den Dhm, und er hatte das Gefühl, als ob dieses Papier ihm früher oder später von Werth sein dürfte.



So wurden also, als Dhl sein Verbrechen erst plante, bereits die Fäden zur Schlinge gedreht, in der der schlaue Fuchs sich einst fangen sollte.

Wahrlich, unaussprechlich und bewunderungswürdig ist die Weisheit und Gerechtigkeit Gottes!

„Denke nicht: Ich habe wohl mehr gesündigt und ist mir nichts Böses widerfahren; denn der Herr ist wohl geduldig, aber er wird dich nicht ungestraft lassen.

Und sei nicht so sicher, ob deine Sünde noch nicht gestraft ist, daß du darum für und für sündigen wolltest.

Denke auch nicht: Gott ist sehr barmherzig, er wird mich nicht strafen, ich sündige, wieviel ich will.

Er kann bald also zornig werden, als er gnädig ist, und sein Zorn über die Gottlosen hat kein Aufhören.“ (Sirach 5, 4—7.)

---

## 7. Kapitel.

### Gottes Gerechtigkeit.

Doktor Platters letzter Zweifel schwand, als er Bartels ausführliche Erzählung und heilige Bethörung der Wahrheit derselben gehört hatte.

Unverzüglich setzte er sich nun mit einem tüchtigen Rechtsanwalt in Verbindung und fragte ihn um Rath in dieser verwickelten Angelegenheit. Es war ihm nämlich sehr unklar, ob man King auf das bloße Zeugniß des Taubstummen hin würde gesetzlich fassen können, und auch das Dokument hatte jedenfalls garnichts zu sagen, wenn man nicht deutlich bewies, daß „King“ und „Ohl“ wirklich ein und dieselbe Person seien.

Der Jurist gab dem Gelehrten vollkommen recht.

„Rechtlich ist dem schlauen Manne vorläufig nicht beizukommen. Es sei denn, Sie schaffen aus Deutschland zwei der geschädigten Bauern herbei, damit Sie den Verdächtigen persönlich überführen könnten. — Darüber jedoch würde zuviel Zeit vergehen, und ich schlage vor, wir suchen den Mister zu überrumpeln. Da wir beide, Sie und ich, durch die Aussage des Taubstummen von der Schuld Kings fest überzeugt sind, dürfen wir ein so schnelles und vielleicht etwas außerordentliches Vorgehen schon wagen.“

Er setzte nun Platter seine Pläne ausführlich auseinander, und dieser zeigte sich mit allem einverstanden. Er hatte ja gegen King keinerlei Verpflichtungen oder sonst Rücksicht zu nehmen; der Farmbesitzer war sehr wenig liebenswürdig

gewesen und hatte Aufenthalt und Pflege auf Heller und Pfennig bezahlt genommen.

Die Insassen der Louisa-Farm hatten keine Ahnung, welches Gewitter gegen sie heranzog.

An Bartel dachte Ohl kaum noch mehr. Sorglos schwelgte er in allen möglichen Genüssen des Reichthums und pries die Stunde, da er den unbequemen Mahner und Aufpasser losgeworden war. Seine Gattin, die keine Ahnung von seinem Verbrechen hatte, freute sich mit ihm, den Taubstummen nicht mehr täglich sehen zu müssen, denn sie hatte sich stets vor seinen haßerfüllten Blicken und seinem ganzen ihr unheimlichen Wesen gefürchtet.

Eine andere Frau in ihrer Stelle würde natürlich schon längst gefragt haben: „Woher stammt diese auffällige Abneigung des Dieners, und wie kann sich derselbe unterstehen, sie so unverhohlen zu zeigen?“

Lady Louisa jedoch war eine viel zu kalte und gleichgültige Natur, um sich um das Vorleben ihres Gatten zu kümmern. Es genügte ihr vollkommen, daß dieser der reiche „Mister King“ war und ihr alle ihre Launen und Wünsche befriedigte.

Kinder, die sie einander vielleicht näher gebracht hätten, besaßen die Eheleute nicht. —

Dhl empfand diesen Mangel oft mit Schmerz und Aerger, aber Louisa war ganz zufrieden darüber. Sie liebte Ruhe und Bequemlichkeit über alles, und Kinder waren in ihren Augen nur Quälgeister und Störenfriede.

Eines Nachmittags saß das Ehepaar in behaglichster Ruhe auf der Veranda des Hauses. Die Dame las und King schloß eben im Halbschlummer die Augen.

Da meldete der Diener mehrere fremde Herren. Unwillig über die Störung fuhr der Farmer auf; doch ehe er noch Bescheid über Annahme oder Abweisung geben konnte, stand schon ein ihm gänzlich unbekannter Mann auf der Schwelle und sagte langsam und feierlich:

„Im Namen der Gerechtigkeit: Peter Dhl, gebürtig aus Ostheim in Deutschland, geben Sie Rechenschaft über das Ihnen von zwölf Auswanderern anvertraute Vermögen!“

So groß auch sonst die Selbstbeherrschung und Verstellungskunst des schlauen Betrügers gewesen war, in diesem Augenblicke verlor er alle Gewalt über sich. Der so gänzlich unerwartete Schlag hatte ihn vollkommen übermannt.

Mit leichenblassem Antlitz und stieren, glanzlosen Augen starrte er auf den Fremden. Unfähig, ein Wort zu sprechen, an allen Gliedern

gelähmt, verharrte er minutenlang in dieser Stellung und gab somit dem Ankläger die völlige Gewißheit von seiner Schuld.

Und noch einmal, und diesmal wie triumphirend begann der vorige Sprecher:

„Peter Dhl, im Namen des Gesetzes, Sie sind verhaftet!“

Jetzt kam der Schreckbetäubte endlich zur Besinnung. Mit einem Schrei der Wuth sprang er in die Höhe und suchte nun, durch vortrefflich gespielte Entrüstung seine vorige Schwäche gut zu machen.

„Mann, sind Sie verrückt?“ schrie er empört. „Was soll die Komödie bedeuten? Wer sind Sie, und wie kommen Sie dazu, mich, den angesehensten und reichsten Mann mit solcher wahnwitzigen Rede zu beleidigen?“

„Wer ich bin, sollen Sie bald genug erfahren,“ entgegnete der Fremde ruhig. „Vorläufig genügt es aber, daß ich weiß, wer Sie sind. Kennen Sie vielleicht dies?“

Damit zog er ein Papier hervor und hielt es dem andern vor die Augen.

Jetzt aber war der schlaue Fuchs auf seiner Hut, und ob er gleich bis ins Innerste erschrak, als er so unvermuthet seinen Vertrag mit den

Ostheimern vor sich sah, so verrieth doch keine Miene seine furchtbare Erregung.

„Was soll mir der Wisch?“ sagte er kalt. — „Ich verstehe von alledem nichts und ersuche Sie, mich mit Ihren Verrücktheiten zu verschonen und auf der Stelle mein Haus zu verlassen. Außerdem werde ich gehörigen Orts die Anklage wegen gröblicher Beleidigung gegen Sie anhängig machen.“

„Das werden Sie wahrscheinlich bleiben lassen,“ erwiderte der Besucher ernst. — „Daß ich die Wahrheit rede, wissen Sie, und ich selber habe genug Beweise dafür. Ich rathe Ihnen gütlich, gestehen Sie Ihr Unrecht ein und mildern Sie dadurch Ihre Strafe.“

Aber der hartgesottene und gewitzte Verbrecher gab sich nicht so bald. Er wußte, daß es sich jetzt um Sein oder Nichtsein handelte, und er beschloß, bis aufs Blut zu kämpfen. Höhnisch lächelnd zuckte er daher die Schultern.

„Mein Lieber, Sie scheinen einen über den Durst getrunken zu haben. Ich verzichte, auf diese blödsinnigen Beschuldigungen noch einen Ton zu antworten.“

„So bleibt mir nichts anderes übrig, als mit noch schärferem Geschütze vorzufahren,“ sagte

der Fremde unbeirrt und winkte nach dem Eingange der Veranda hin.

Da trat ein schöner, hochgewachsener Jüngling über die Schwelle, und vor den Augen des entsetzten Farmers stand plötzlich Bartel, sein unglücklicher Nefte, und heftete die leuchtenden Blicke fest auf das verzerrte Antlitz des Unseligen. — Minuten vergingen so in unheimlichem Schweigen; und dann that der Stumme seinen Mund auf und redete, wenn auch mit etwas sonderbarer Betonung, so doch laut, deutlich und allen verständlich:

„Ohm Peter, ich klage dich an des gemeinen Betruges und Raubes an den Ostheimer Auswanderern! Ich klage dich an des Diebstahls an meinem Vatergut von tausend Thalern!

Ich war ein Zeuge all deiner Verbrechen, und ich beschwöre die Wahrheit meiner Aussage hier vor Gottes Angesicht.

Jahrelang bist du in deinen Sünden dahingegangen und glaubtest nicht an Vergeltung und Strafe. Aber nun hat dich der Allmächtige doch gefunden und hat mir meinen Mund geöffnet zu einem Zeugniß wider dich.“

War der Verbrecher vorhin frech und trotzig gewesen, so knickte er jetzt förmlich zusammen.

„Blendwerk der Hölle! Der Stumme redet,“  
stotterte er bebend.

„Ja, der Stumme redet, aber nicht durch dämonisches Gaukelspiel, sondern durch Gottes Allmacht und Gerechtigkeit,“ sagte der Beamte ernst. — „Peter Dhl, Sie sind erkannt und überführt, und ich verhafte Sie im Namen des Gesetzes.“

Der Farmer gab keine Antwort; stöhnend vor Wuth und Verzweiflung war er zusammengebrochen. Plötzlich jedoch schnellte er in die Höhe. Eine kleine Hand hatte sich auf seinen Arm gelegt, und eine kalte Stimme sagte:

„Was soll das alles bedeuten, Ben? Warum läßt du diese unverschämten Menschen nicht vom Hofe peitschen? Du willst doch nicht etwa sagen, daß der Gemahl von Louisa Kingstown auch nur im Traume dieser ungeheuerlichen Verbrechen fähig gewesen wäre?“

Wie geistesabwesend stierte Dhl auf die in sichtlicher Erregung vor ihm stehende Gattin.

„Und wenn es so wäre?“ stammelte er, kaum wissend, was er sprach.

Die stolze Lady wurde todtenbleich und raffte ihr Kleid zusammen, wie um es vor der Berührung mit einem solchen Manne zu bewahren.



„Dann habe ich nichts mehr mit Ihnen zu schaffen,“ sagte sie tonlos und ging ohne Gruß davon.

Der Verlassene starrte ihr eine Weile ausdruckslos nach. Dann brach er in ein gellendes Gelächter aus.

„Das Schiff sinkt. Die Ratten verlassen es. Das Spiel ist verloren und alles aus und vorbei. Was soll ich länger leugnen? Ja, ich bin Peter Dhl, aber lebend mag ich nicht in eure Hände fallen.“

Ehe noch die andern ahnten, was er beabsichtigte, hatte er aus seinem Stiefelschaste ein dolchartiges Messer gerissen und es sich tief in die Brust gestoßen.

Mit einem dumpfen Laute brach er zusammen, und entsetzt stürzten alle zu ihm hin. Bartel besonders war außer sich. Das hatte er nicht gewollt. Nur der Gerechtigkeit sollte freier Lauf gelassen werden und die geschädigten Freunde wieder zu ihrem Eigenthum kommen. Sonst aber wünschte er dem harten Dhm schon längst nichts Böses mehr. Unter Gottfried Platters heilsamem Einfluß hatte er gelernt, sich aller gehässigen und unchristlichen Gedanken zu entschlagen und die Sache dem zu überlassen, der da durch den Mund des Apostels spricht:

„Rächet euch selber nicht, meine Liebsten, sondern gebet Raum dem Zorn (Gottes); denn es steht geschrieben: Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr.“

Nun weinte der arme Mensch heiße Thränen, daß er schuld an dem unseligen Tode des Verwandten sei, und erst des Doktors begütigendem Zureden, daß es einfach seine Pflicht gewesen wäre, die Unthat aufzudecken, gelang es, ihn wieder zu beruhigen.

Unterdessen hatten sich die andern um den Sterbenden bemüht. Daß hier keine Hilfe mehr zu schaffen sei, war leicht zu sehen, aber trotzdem schien nicht ausgeschlossen, daß der Verletzte noch einmal zum Bewußtsein kommen könnte.

Und in der That, nach kurzer Zeit schon öffnete Ohl die Augen und blickte verzweifelt um sich.

„Wieder gut machen,“ stöhnte er. „Bartel mein rechtmäßiger Erbe. Die andern alle ihr Geld zehnfach wieder. Meine Frau das Ihre und den Pflichttheil.“

Die Sprache versagte ihm, und angstvoll suchend sah er von einem zum andern. „Ich — ich —“ stammelte er.

Da neigte sich Platter über ihn und sagte leise:  
„Mister King, wollen Sie jetzt nicht das

Irdische lassen und an Ihre arme Seele denken? Sie haben eine furchtbare Sünde begangen, daß Sie sich der Gerechtigkeit Gottes eigenmächtig entziehen wollten, aber noch ist es Zeit. Kommen Sie zu Jesus. Auch für Ihre große Schuld hat er sein Blut am Stamm des Kreuzes vergossen. Bitten Sie ihn bußfertig und getrost, daß er Sie annehmen möge wie einst den Schwächer am Kreuz in letzter Stunde.“

Das verzerrte Gesicht des Sterbenden glättete sich etwas.

„Auch für mich?“ stöhnte er fragend.

Platter nickte ernst.

„Ja, ganz gewißlich auch für Sie, so Sie nur in wahrer Reue und Buße ihm nahen und demüthig sprechen: Gott sei mir Sünder gnädig!“

Dhl versuchte, sich in die Höhe zu richten und die Hände zu falten.

„Gott sei mir Sünder gnädig!“ schrie er plötzlich mit dem letzten Aufgebot aller Kräfte. Dann sank er hinten über, und alles war vorbei.

„Gott sei seiner Seele gnädig,“ sagte Platter erschüttert, während Bartel zu den Füßen des Todten kniete und ihm weinend in das bleiche Gesicht schaute.

Die andern Zeugen des ganzen Vorgangs, der Richter, der Rechtsanwalt und vier Polizeibeamte

waren nicht minder ergriffen über diesen Ausgang der traurigen Angelegenheit.

„Die Sünde ist der Leute Verderben,“ murmelte ein älterer Mann seinem Gefährten zu, und dieser nickte traurig.

Die Nachricht von dem Geschehenen hatte sich mittlerweile wie ein Blitz auf der Farm verbreitet, und von allen Seiten stürzten nun neugierige und schreiende Leute herbei. Eigentliche Trauer jedoch zeigte sich nirgends. King war ein viel zu harter Herr gewesen, um sich die Liebe seiner Untergebenen zu erringen.

„Wie und warum ist das geschehen, und wer wird nun unser Herr werden?“ war nur meistens die Frage.

Der mitanwesende Oberrichter schaffte bald Ordnung unter der erregten Schaar.

„Da steht euer neuer Herr. Ihm habt ihr fortan zu gehorchen,“ sagte er und zeigte dabei auf Bartel.

Wer beschreibt die Verwunderung, die nun entstand. Wie auf einer Auktion schwirrten die erstaunten Ausrufe und Stimmen durcheinander.

„Wie ist das möglich? Wie kommt der Taubstumme zu dieser Erbschaft? Aber horcht nur, er kann ja mit einem Mal reden und sieht wie ein vornehmer Herr aus. Da könnte man

ja an ein Wunder glauben! — Zehn Dollars gäbe ich auf der Stelle, wenn ich genau wüßte, wie das alles zugegangen ist und zusammenhängt!“

Aber nur der geringste Theil der Neugier der guten Leute wurde befriedigt. Der Richter sagte ihnen nur, daß „Sohn“ der Nefse und somit rechtmäßiger Erbe des Verstorbenen sei. Ueber das Verbrechen Rings schwiegen die Betheiligten.

„Er steht vor seinem Richter,“ sagte Platter ernst. „Wir aber wollen seine Schuld mit ihm begraben.“

Der Todte war der Erde übergeben, und sein Nachlaß nach seinem Willen geordnet worden. Lady Louisa jedoch hatte das ihr bestimmte Pflichttheil nicht angenommen.

„Ich will keinen Pfennig von dem ungerechten Gute des Verbrechers,“ antwortete sie stolz und abweisend auf alle Vorstellungen des Anwalts.

Das Vermögen des einstigen Dorfschulzen von Ostheim erwies sich übrigens noch viel größer, als man gedacht hatte.

Nachdem der Bestimmung gemäß für die Geschädigten die zehnfache Summe vom Ganzen abgezogen war, blieb Bartel noch im ungestörten Besitze der Farm. Doch hatte er nicht die geringste Lust, der Nachfolger des Oheims zu werden. Die Erinnerung an die schreckliche Zeit, die er

hier verlebt hatte, vergällte ihm jede Freude an der prächtigen Besizung. Außerdem zog es ihn auch wie mit tausend Banden nach Deutschland. Der beste Theil seines Herzens gehörte Eva Martens und Frau Gottliebe, und wenn er daran dachte, sie vielleicht bald wiederzusehen, kam es wie ein Freudenrausch über ihn.

„Heim, nur heim,“ sagte er zu Gottfried Platter, seinem treuen Berather und Beschüzer.

Durch Vermittlung des Anwalts fand sich zu der Farm schnell genug ein Liebhaber, und wenige Wochen nach all diesen Ereignissen schifften sich der Doktor und sein Schützling nach Europa ein. Vorher jedoch übergab der Gerettete der Taubstummen-Anstalt als kleines Opfer der Dankbarkeit eine bedeutende Summe.

Als die Küste von Amerika den Blicken der Reisenden zu entschwinden begann, drückte Bartel dem Gefährten unter heißen Dankesthränen die Hand.

„Mein Freund, mein Retter, Gott lohne dir alles, was du an mir gethan hast.“

In herzlicher Liebe schloß Platter den Jüngling an seine Brust.

„Nicht mir hast du zu danken. Ich war nur das Werkzeug in der Hand des Allmächtigen. Dem Herrn allein sei die Ehre.“



8. Kapitel.

**Fröhliches Ende.**

War das eine selige Freude im Wittwenstübchen, als Gottfried Platter wieder frisch und gesund zu den Füßen seiner beglückten Mutter kniete.

Und dann mußte er erzählen, und die Frau Pastorin und Maria schlugen vor Staunen fast die Hände zusammen über all diese wunderbaren Ereignisse. Mit herzinniger Theilnahme blickten dabei die warmherzigen Frauen auf Bartel, der mit strahlendem Gesichte neben ihnen saß und dem Freunde mit Aufmerksamkeit die Worte vom Munde las. Man sah ihm an, daß er alles verstand, und wer jetzt in der Seele des Krüppels hätte lesen können, der hätte mit Rührung die heiße Dankbarkeit erkannt, mit der dieser soeben an die Barmherzigkeit Gottes dachte, die es ihm ermöglichte, fortan wie ein Mensch mit den Menschen zu verkehren und nicht mehr wie eine unvernünftige Kreatur aus ihrer Mitte ausgeschlossen zu sein.

„Was wird Ebele, was wird Mutter Gottliebe zu dieser glücklichen Veränderung sagen,“ rief er jubelnd, und dann ließ ihn die freudige Ungeduld nicht länger warten. Er mußte hinaus und sich nach den Freunden erkundigen.

Platter begleitete selbstverständlich seinen in H. gänzlich unbekanntem Schützling nach dem Polizeibüreau, wo sie sich nach dem Verbleib der verschiedenen Auswandererfamilien erkundigen wollten.

Auf dem Wege dorthin blieb Bartel plötzlich vor dem Schaufenster eines Goldarbeiters stehen. Als ihn der Doktor verwundert ansah, wies er mit dem Finger auf eine schöne alterthümliche Pathenmünze, holte dann aus seiner Tasche genau dieselbe Münze hervor und sagte erregt:

„Die beiden Dukaten haben einst zusammengehört. Das da ist Edeles Stück. Großer Gott, gewiß sind sie in bitterer Noth, denn nimmer sonst hätte sich das Mädchen von dem werthen Andenken getrennt.

Aber der Mann da drinnen wird alles wissen. Bitte, komm hinein und laß ihn uns fragen.“

Bereitwillig und erwartungsvoll folgte Platter dem Freunde. Er kannte die Geschichte von Eva Martens und dem Anhänger längst, und es interessirte ihn aufs höchste, etwas über das weitere Schicksal der Auswandererfamilie zu erfahren.

Der Besitzer des Geschäfts kam den beiden Fremden höflich entgegen, zuckte aber bedauernd



die Achseln, als Bartel den Henkeldukaten zu kaufen wünschte.

„Es thut mir leid, mein Herr, daß ich nicht dienen kann, aber ich habe versprochen, mit dem Verkaufe dieses Stückes noch zwei Monate zu warten. Die Besitzerin will ihn, wenn es ihr irgend möglich ist, wieder einlösen. Ich habe vorläufig nur ein Angeld darauf gegeben, denn ich wollte dem braven Mädchen gern gefällig sein. Es knüpft sich nämlich eine ganze Geschichte an diesen Henkeldukaten, aber das wird die Herren wohl nicht interessiren.“

„Ja, ja, bitte reden Sie nur,“ stieß Bartel athemlos hervor, und etwas erstaunt sah ihn der Goldschmied an.

„Kennen Sie vielleicht den Dukaten und seine Besitzerin?“

„Ich hoffe es,“ sagte der Jüngling inbrünstig. „Ich suche die Spuren verlorener Freunde und glaube jetzt auf dem rechten Wege zu sein.“

Er wies dem neugierig-erstaunten Manne den eignen Henkeldukaten.

„Bitte zögern Sie nicht länger.“

„Ich will mich kurz fassen,“ begann der Ladeninhaber nun, „denn die ausführliche Geschichte ist so traurig, daß man am besten schnell darüber hinweggeht.“

Sehen Sie, vor zehn oder elf Jahren kamen hier zwölf Auswandererfamilien an, die waren von einem gewissenlosen Schurken betrogen und ihres ganzen Vermögens beraubt worden. Nun saßen sie im Elend, und kein Mensch konnte ihnen helfen. Mit vieler Mühe fanden sie endlich Arbeit, aber es ging ihnen schlecht. Es glückte ihnen nicht, wie wir sagen. Eine Familie besonders, Martens mit Namen, hatte nichts als Kreuz und Leid auszustehen. Der Mann war einst ein reicher Bauer gewesen; nun mußte er die geringsten Dienste leisten, und sein Körper vertrug diese Arbeit nicht. Er war die ganzen Jahre über fast beständig krank, und sein braves Weib und seine gute Tochter mußten bis zur Erschöpfung arbeiten, um das Nöthigste zu beschaffen. Augenblicklich ist die Noth auch wieder aufs höchste gestiegen. Martens ist schon seit Wochen schwerkrank, und zu allem Unglück hat sich Frau Gottlieb vor acht Tagen auch gelegt. Nun ruht die ganze Sorge auf Evas Schultern, und um den Kranken etliche Stärkung schaffen zu können, hat sie gestern ihren einzigen Reichtum, den werthvollen Anhänger, bei mir versetzt.“

Der Mann schwieg und blickte neugierig auf die Fremden, die so aufmerksam und heftig bewegt zugehört hatten.

Bartel aber unterdrückte nur mühsam eine Thräne. Wieviel Elend und Jammer hatte die Unthat seines Oheims über zwölf Familien gebracht! Der arme Junge kam sich fast wie ein Mitschuldiger des Verbrechers vor.

„Erzählen Sie Fräulein Martens nichts von uns und unsern Fragen,“ sprach er hastig, „aber sagen Sie ihr, daß alle Noth sich ganz gewißlich ihrem Ende zuneige. Den Dukaten geben Sie ihr baldigst wieder und diesen Hundertthalerschein dazu. Das ist von Gott und Rechts wegen ihr Eigenthum.“

Ehe noch der überraschte Goldschmied etwas sagen oder fragen konnte, hatten die beiden Freunde den Laden verlassen, und nun ging es in größter Hast auf das Amt.

Als sie dort ihr Anliegen vorbrachten, fuhr der Direktor, ein älterer Herr, erstaunt in die Höhe.

„Wie? Was? Hörte ich recht? Sie kommen in Sachen der Ostheimer Auswanderer gegen Peter Dhl? Sollte nun doch noch nach so langen Jahren Licht in diese dunkle Geschichte kommen?“

„Ja, es ist Licht geworden,“ sagte Platter ernst. „Gott hat die verborgene Sünde aufgedeckt und den Verbrecher gefunden. Durch seine

Macht lernte der Stumme reden und that Zeugniß wider den Schuldigen."

Er zeigte auf Bartel, und fast verblüfft schaute der Beamte auf den schönen, gut und klug blickenden Jüngling.

"Sie meinen doch nicht etwa, daß dies jener halb verrückte und taubstumme Begleiter Ohls ist, von dem die Bauern so viel sprachen?"

"Ja, er ist es," erwiderte der Doktor, "und an ihm und seinem Schicksale können wir abermals die Wunderwege Gottes bewundern lernen."

"Das muß ich ausführlich hören!" rief der Direktor eifrig. "Ich war ja damals der Polizeilieutenant, der diese ganze Geschichte leitete. Ich habe mich stets für die betrogenen Unglücklichen interessirt und sie nie ganz aus den Augen gelassen. Sie sind alle noch hier in H., wo sie sich jetzt zum Theil eingelebt haben, aber sehr gut geht es keinem von ihnen. Sollten sie endlich wieder zu ihrem Gelde kommen, so würde es für sie eine große Erlösung und Freude sein. Und nun bitte, meine Herren, nehmen Sie Platz und befriedigen Sie gütigst meine Neugier."

Bereitwillig folgten die Freunde der Aufforderung, und dann ergriff Platter das Wort und erzählte dem staunenden Manne ausführlich die ganze wunderbare Geschichte.

„Wahrlich, anbetungswürdig und herrlich sind die Wege unseres Gottes!“ rief der Direktor voll Andacht, als er alles gehört hatte, und drückte herzlich theilnehmend die Hände der beiden Besucher.

Ungefähr drei Wochen später herrschte in der dürftigen Wohnung des ehemaligen Ostheimer Bauern Hans Martens große Aufregung. Soeben war die amtliche Aufforderung gekommen, daß am andern Tage Vater, Mutter und Tochter auf dem Gerichte erscheinen sollten.

„Was mag es nur bedeuten?“ sagte Martens ängstlich. Er war kaum von schwerer Krankheit genesen und lehnte noch schwach und kraftlos im Großvaterstuhl. Auch Frau Gottliebe war etwas besorgt. Die meisten Menschen haben ja nicht gern mit dem Gericht zu thun.

Nur unsere kleine Freundin Eva, jetzt ein lieblich blühendes Mädchen von einundzwanzig Jahren, zeigte keinerlei Furcht. Seit sie von dem braven Goldschmied ihren Henfeldukaten, den Hundertthalerschein und die Versicherung von dem Ende ihrer Noth erhalten hatte, war ihr ganz leicht und wundersam zu Sinne geworden.

„Herzliebste Eltern, ängstigt euch doch nicht,“ rief sie jetzt hoffnungsfroh. „Gott hat gewiß unsere Gebete erhört, und wir werden auf dem

Gerichte nur Gutes vernehmen. Ich muß jetzt so viel an Bartel und die Heimath denken, und träume alle Nächte davon, daß wir wieder in Ostheim auf dem Martensgute sitzen.“

Der Bauer lächelte trübe.

„Träume sind Schäume, mein Kind. Das Glück, wieder nach Ostheim zurückkehren zu dürfen, ist zu groß, als daß es uns erfüllt werden könnte.“

„Bei unserm Herrn ist aber kein Ding unmöglich,“ entgegnete Eva eifrig. „Ich glaube, lieber Vater, daheim würdest du am ehesten ganz gesund werden.“

„Ja, in Ostheim würde ich vielleicht genesen,“ sagte Martens traurig. „Ach, wie herrlich wäre es, Mutter, wenn wir beide dort noch ein paar Jahre leben und dann ruhig sterben könnten. Erst seitdem ich sie verloren habe, weiß ich es, wie fest man mit der Scholle verwachsen ist, auf der man einst das Licht der Welt erblickte.“

Frau Gottliebe nickte unter Thränen. Sie wußte, daß es hauptsächlich das Heimweh und die nicht zum Schweigen zu bringenden Selbstvorwürfe waren, die ihren armen Mann nicht zur Genesung und Ruhe kommen ließen.

So grenzenlos schwer ihr selber auch einst der Abschied von der Heimath geworden war, mit Gottes Hilfe hatte sie zehnmal leichter als

ihr Hans das Schwere überwunden. Der Bauer aber, der damals so gern und leichtsinnig alles aufgab, dachte jetzt Tag und Nacht an das Verlorene, und sein treues Weib hatte immerfort zu trösten und aufzurichten.

Auch jetzt nahm sie liebevoll die abgekehrte Hand des Kranken und sagte leise mahnend:

„Gräme dich nicht, mein Alter. Die Erde ist überall des Herrn, und die Hauptsache bleibt doch immer: Nur selig, wenn auch wunderbar.“

Am andern Tage, zur festgesetzten Zeit, betraten unsere drei Freunde den Gerichtssaal. Wie erstaunt waren sie aber, als sie dort alle Ostheimer Genossen und Nachbarn erblickten.

„Was soll das bedeuten?“ fragten sie sich gegenseitig, und hie und da schlich sich eine glückselige Ahnung in des Einzelnen Herz. Eva Martens aber zweifelte kaum noch an der Erfüllung ihrer Träume. Mit glühenden Wangen und glänzenden Augen saß sie da und wartete nur noch auf die Bestätigung ihrer Hoffnung.

Da ging die Thür auf, und mehrere Herren traten auf das Podium, wo die Richter saßen. Mit scharfen Blicken musterte das Mädchen die Ankommenden.

„Bartel! Bartel Dhl!“ schrie es da plötzlich auf und lehnte sich fast erschrocken an die Mutter.

Aller Augen richteten sich auf die Erglühende, und auch der Taube hob den Kopf. Hatte er den Ruf vernommen? Hatte sein Herz ihn gefühlt? Genug, er wandte sich nach der Richtung hin, wo die Familie Martens saß, und in seinen blauen Augen begann es mit einem Mal wunderbar zu leuchten.

„Evele! Mutter Gottliebe!“ rief er jubelnd und wollte zu den Freunden hinstürzen. Da ergriff aber Platter seinen Arm und sagte lächelnd:

„Halt, halt, mein Lieber. Jetzt ist dazu keine Zeit. Wir dürfen die Herren vom Gericht nicht warten lassen.“

Mit einem kleinen Seufzer fügte sich der Ungeduldige. Im Saale aber war unterdessen eine unbeschreibliche Aufregung entstanden.

„Bartel? Bartel Dhl? Großer Gott, er ist es wirklich, und er kann reden. Es ist ein Wunder geschehen, und nun werden wir gleich hören, wie alles zusammenhängt. Ach, daß unsere Hoffnungen erfüllt würden, und wir wieder zu unserem Gelde kämen.“

So und noch anders schwirrten die Reden durcheinander, und der Präsident hatte Mühe, wieder Ruhe zu schaffen. Als sich endlich die Wogen etwas gelegt hatten, begann der Richter den Auswanderern auseinanderzusetzen, um was



es sich in dieser Stunde handelte. Kaum aber hatte er gesagt, daß Ohl todt sei und jedem der Betrogenen als Sühne die zehnfache Summe zurückerstatten lasse, da erscholl wie aus einem Munde ein Schrei der Freude und des Entzückens. Lachend und weinend fielen die Glücklichen einander um den Hals.

„Großer Gott! Wir danken dir. Nun hat alle Noth ein Ende.“

Mit tiefer Bewegung blickten Platter und die Herren vom Gericht auf die geprüfte Schaar. Bartel aber hatte die Hände vor das Gesicht gelegt und weinte laut. Von ganzer Seele dankte er Gott, daß er ihn diese Stunde hatte erleben lassen.

Eine halbe Stunde später war der Gerichtssaal leer, und mit beflügelten Schritten eilten die Ostheimer in ihre dürstigen Wohnungen. Als arme Kohlenträger und Tagelöhner hatten sie die finsternen Räume vor kurzem verlassen, als wohlhabende, zum Theil reiche Leute kehrten sie zurück.

In dem engen Zimmer der Familie Martens aber waren vier Glückliche versammelt.

Leuchtenden Auges stand Bartel vor seinem „Evele“ und hielt die Hände des hold erröthenden Mädchens.

„Evele,“ sagte er glücklich, „magst mich noch leiden, wie einst?“

Eva nickte stumm und schlug dann die Augen nieder. Sie fühlte mit einem Mal, daß sie keine Kinder mehr waren, und daß vor allem Bartel nicht mehr der unglückliche Krüppel war, der ihres Mitleides und Schutzes bedurfte. Schon daß der Stumme jetzt reden konnte, veränderte seine Stellung zu ihr gänzlich, und mit freudigem Herzklopfen wurde sie sich bewußt, daß er nun als Mensch zu den Menschen gehörte und nicht mehr durch eine unübersteigliche Schranke von ihnen getrennt war.

Sachte entzog sie ihm endlich ihre Hände.

„Setz' dich, Bartel, und erzähl uns ausführlich, wie es dir all die langen Jahre hindurch ergangen ist.“

„Ja, setz' dich, mein Sohn,“ sagte Frau Gottliebe freundlich und zog dem lieben Gaste einen Stuhl an ihre Seite.

Freudig kam der Jüngling der Aufforderung nach und begann alsbald ausführlich zu berichten von seinen Leiden und der endlichen Errettung durch Gottes wunderbare Führung.

Als er geendet hatte, saßen seine Zuhörer eine Weile in andächtigem Schweigen, und dann sagte die Bäuerin feierlich:

„Der Herr hat alles wohlgemacht.“

„Amen,“ bestätigte Martens ernst und reichte seinem treuen Weibe beide Hände. „Habe Dank für deine Liebe und Geduld, du mein bester und werthvollster Schatz.“

Abermals sind zehn Jahre verflossen, und zum letzten Mal suchen wir unsere Freunde auf. In Ostheim, der geliebten, nie vergessenen Heimath, finden wir sie wieder.

Der brave Pfleiderer hatte sich bereit finden lassen, den Hof gegen eine anständige, seinem jetzigen Werthe entsprechende Summe wieder abzutreten.

Hans Martens Traum, den er kaum zu träumen wagte, ist in Erfüllung gegangen. Er sitzt wieder auf dem Martensgute, und alle Tage lobt seine Seele dafür den barmherzigen Gott und Heiland.

Längst erfreut er sich der vollen Gesundheit, und wenn es so bleibt, erreicht er wohl leicht die neunzig Jahre seiner Mutter und kann noch Urenkel schauen.

Augenblicklich sitzt er unter dem blühenden Apfelbaume im Grasgarten und sonnt sich in behaglicher Ruhe. Es ist ja Sonntagnachmittag, und da darf man mit gutem Gewissen die fleißigen Hände in den Schoß legen.

„Großvater, Großvater, sieh doch, was ich habe,“ rief da plötzlich eine helle Kinderstimme, und vom Hofe her kam ein liebliches siebenjähriges Mädchen auf den Alten zugesprungen. Ihm folgte auf dem Fuße ein derber, nur wenig jüngerer Bube, der der Schwester an Lungenkraft augenscheinlich überlegen war.

„Großvater, ich hab' auch eins,“ schrie er aus vollem Halse. Weil Gottmar (Abkürzung von Gottliebe Margeita) so schön den Brief vom Onkel Professor lesen konnte, hat Vater ihr seinen blanken Henfeldukaten geschenkt. Aber Mutter sagt, ich soll nicht weinen, und hat mir ihren gegeben. Wenn ich groß bin, darf ich ihn an die Uhr hängen.“

Lachend sah der Bauer auf die blühenden Enkel.

„Ihr Schreihälse, die Nachbarn müssen ja denken, es brennt bei uns. Aber wo stecken denn die Eltern und die Großmutter? wir wollten doch einen Gang durch die Felder thun.“

„Da sind wir schon, Vaterchen,“ rief eine fröhliche Stimme, und vom Arm ihres Mannes umschlungen trat Eva Martens, oder vielmehr Eva Dhl auf den Vater zu.

Die Blicke des Alten leuchteten, als er auf das schöne, stattliche Paar sah, „und wo bleibt die Mutter?“

„Die scheucht dem Nesthätchen, dem Gottfried, die Fliegen,“ lachte die junge Frau, „aber ich habe ihr eben die Magd zur Ablösung geschickt; sie muß gleich kommen. Wir können ja hier auf sie warten.“

Martens nickte und wandte sich dann zu dem Sohne.

„Sieh nur, Bartel, wie schön alles steht. Die Obstbäume haben prächtig angefaßt.“

„Ja, es ist eine Freude,“ sagte der junge Bauer langsam. „Ueberall Gottes Segen die Fülle. Das wird ein glückliches Jahr werden.“

„Ja, der Herr hat uns gesegnet über Bitten und Verstehen. Nach der Demüthigung erhöhte er uns und machte uns groß,“ sagte eine ernste Stimme hinter den andern. Unsere alte Freundin, Frau Gottliebe, war zu ihren Lieben getreten. Wohl hatten die Jahre ihre Haare gebleicht, aber ihre Augen blickten so hell und klar wie in ihren besten Tagen, und der Friede Gottes stand in jedem Zuge des ehrwürdigen Antlitzes geschrieben.

„Die Mutter,“ rief Bartel aufspringend, und in diesem einen Worte lag soviel Liebe und Verehrung, daß der alte Bauer ganz gerührt zu Eva sagte:

„Dein Mann ist doch ein prächtiger Mensch.“

Die junge Frau nickte glückstrahlend und faßte die Hand ihrer Kinder; und dann traten alle zusammen den Gang durch die reichgesegneten Fluren an.

Auf einer Anhöhe, die einen lieblichen Blick auf Ostheim bot, blieb Martens stehen und wies mit leuchtenden Blicken auf das Dorf.

„Heimath, traute Heimath, wie bist du doch so schön! Gott segne dich jetzt und immerdar.“

„Amen,“ fielen die andern ein. Die kleine Gottmar aber begann mit heller Stimme zu singen:

„Den Ort, da meine Wiege stand,  
Den lob' ich mir vor allen.  
Mein theures, deutsches Vaterland,  
Laut soll dein Ruhm erschallen.“

Ende!